

Die Neue Welt

Nr. 38

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Das Begräbnis des Symen Stroop.

Erzählung von Wally Moes.

Symen Stroop war ein alter Bettelmann. Ob er jemals etwas anderes getan hatte, als betteln, wußte niemand so recht mehr; auch seinen wirklichen Namen hatte man vergessen, denn „Stroop“ (Syrup) war nur ein Spitzname. Er hatte ihn bekommen wegen der zuckersüßen, einschmeichelnden Manier, auf die er um Almosen zu fragen pflegte. Das ganze Gesicht des alten Männchens hatte einen grinsenden Ausdruck, der ein freundliches Lächeln vorstellen sollte, und den Klang seiner Stimme durchwimmerte etwas Flehentliches.

Symen sah nicht verwahrlost aus. Sein dickes, weißes Haupthaar war immer kurz geschnitten und seine Backen glatt rasiert. Der fadenscheinige, braune Schoßrock, den er sicher mal irgendwo geschenkt bekommen hatte, schien von einem eleganten Herrn zu stammen, und seine Schuhe, Hose und Kappe waren in ziemlich gutem Zustande. In der Hand trug er stets ein rotes Taschentuch, dessen vier Ecken zusammengeknüpft waren und in dem er Brot

fammelte. Er hatte in den umliegenden Gemeinden seine bestimmten Tage und Häuser, und machte sich regelmäßig auf den Weg, um sein kleines festes Einkommen einzusammeln. Untertwegs hatte er dann noch manches Extra-Profitchen durch die schlaue Art, die Leute mit seinen Schmeicheleien zu überrumpeln. Saß er zum Beispiel mal eben am Wege um auszurufen, das Abbild eines unterwürfigen, harmlosen, armen alten Männleins, und es kam eine junge Dame gegangen, so nahm er mit einer untertänigen Verbeugung seine Mütze ab, sagte erst übertrieben höflich „guten Tag“, und kam dann plötzlich, wie aufs höchste überrascht, damit heraus: — „Schöne Dame, ich sehe es Ihnen an, daß Sie dieses Jahr noch Hochzeit machen!“ Behn gegen eins, daß die junge Dame stehen blieb und fragte: „So, kannst Du das sehen?“

„Ja, Sie können mir ruhig glauben, es kommt alles so, wie ich es sehe.“

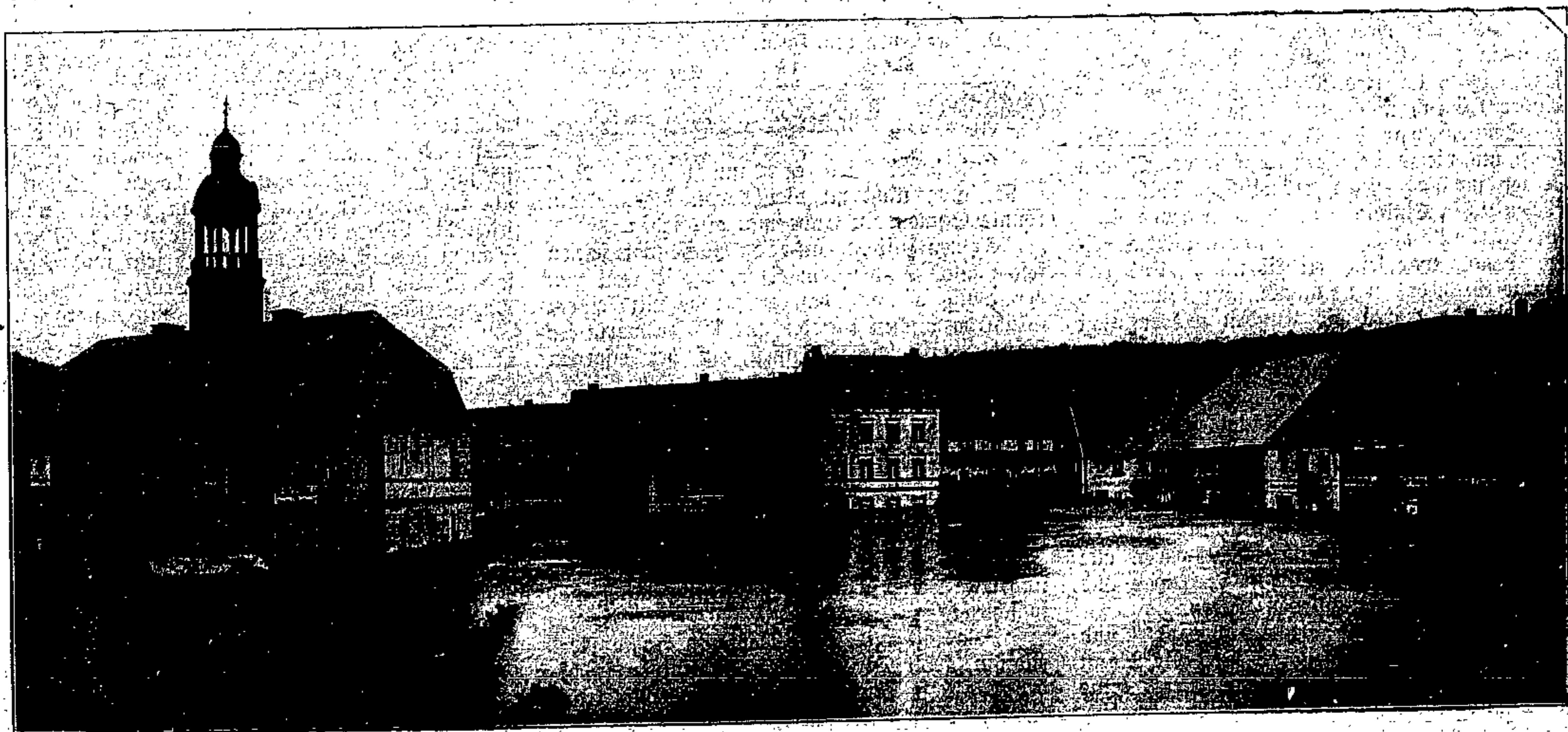
Und dann wurde er für seine gute Nachricht meistens mit einem kleinen Geldstück be-

lohnt. Für die Herren hatte er wieder etwas anderes, um sie zu fangen. Dann sagte er: „Wenn solche wie Sie am Ruder säßen, bräuchten arme alte Männer nicht betteln zu gehen, das weiß ich wohl!“ Kam es dann auch nur, weil sie lachen mußten über seine Schlaueit, oder einen Augenblick fühlten, daß es ja gewiß viel Verkehrtes gab, ihre Hände tasteten dann doch meist in die Taschen, um Symen eine Kleinigkeit zu geben.

Und so bettelte er sich sein täglich Brot zusammen. Es brauchte ja auch niemand anders davon mit zu essen, denn er war ganz allein auf der Welt, und wohnte als Kostgänger bei dem Uhrmacher Koel Drup.

Das war ein Uhrmacher, wie sie nur auf armen Dörfern zu finden sind, so lange diese noch, unberührt und weltvergessen, fernab vom geschäftigen Strom des modernen Lebens, mühselig ihr stilles Dasein fristen.

Koel Drup wohnte in einem verfallenen, schmutzigen Häuschen, an einem schmalen Fußsteig. Das Hinterhaus war nicht viel mehr



Marktplatz in Lahn (Überschwemmungsbild vom 31. Juli 1897)

als ein kleiner Verschlag, und von dort kam man in die einzige Stube, wo Koel mit seiner Frau und einem Trupp Kinder wohnte. Szymen Stroop hatte eine Bettstatt im Hinterhaus, sah jedoch über Tag, wenn er zu Hause war, immer bei den andern im Zimmer.

Man sah und hörte sofort, daß man zu einem Uhrmacher kam, wenn es auch ein noch so ärmliches Uhrmacherchen war, denn „tick-tack, tick-tack“ machten die alten Uhren, die hier und da an der verräucherten, weißgetünchten Wand hingen. Die mußte Koel in Ordnung bringen.

Seine Werkstätte war ein Tischchen mit Gerätschaften, das vor dem Fenster stand. Die alten Uhren an der Wand waren abgelebte, verschliffene Stümper, braunschwarz, fettig und eingeschmugt.

Sie redeten deutlich von den ungewaschenen Händen, mit denen sie seit vielleicht hundert Jahren aufgezogen und angefaßt waren. Aber sie tückten noch darauf los, als wollte die eine es nicht vor der andern aufgeben, und begleiteten mit ihrem Tick-tack alles, was da in dem Stübchen bei Koel geschah.

Koel verstand was von Uhren und mußte die, welche nicht mehr weiterkonnten, wieder in Gang bringen.

Er hatte das Handwerk zwar nicht gelernt, aber sein Vater hatte sich auch schon darin versucht, und der hatte es auch wieder seinem Vater abgequackt; so brachten ihm die Leute mit Vertrauen ihre Uhren. Sein Werkzeug auf dem wackeligen Tischchen sah übrigens nicht gerade vielversprechend aus. Es schien eigentlich nur aus gebrochenen Stückchen alten Räderwerks, abgedankten Beigern und verrosteten Nägeln zu bestehen.

Koel war ein fröhliches Männchen, das gern mal einen Spaß hatte; wenn die Leute die Uhren brachten oder vorfragten, wie es damit stand, blieben sie meistens ein Weilchen hängen, und die Zeit verging unter lustigem Geplauder.

Auch Frau Drup war dann gern dabei. Sie nahm die Dinge nicht schwer und quälte sich nicht zu sehr ab.

Die sechs kleinen Kinder sahen denn auch immer aus, als ob Wasser mindestens so teuer wie Champagner sei, als wären alle Wändchen im Hause übereingekommen, immer loszugehen, und als gäbe es eine ganze Menge mehr Knopflöcher in der Welt als Knöpfe. Wenn man die schmutzige Bande Kinder sah, wunderte man sich, wie die Kleiderseken an den kleinen Körpern hängen blieben. Aber wie Vater und Mutter waren auch die Kinder fröhlich und guter Dinge.

Dennoch war die Armut groß bei Koel Drup, und die zwei Gulden Kostgeld von Szymen Stroop machten einen erheblichen Teil vom wöchentlichen Einkommen aus, denn große Rechnungen konnte Koel seinen Kunden nicht schreiben, danach war seine Arbeit nicht. Und das wenige Geld, das er verlangte, ging keineswegs flott ein, da waren die Kunden wieder nicht nach.

Szymen war mit seinem Kosthaus sehr zufrieden. Ueber Tag ging er meistens aus, und wenn auch das, was es abends gab, sehr dürftig war, er brauchte ja, wenn er nach Hause kam, nicht viel mehr, da ihm oft hier und da etwas zugesteckt wurde. Er selbst machte niemals Värm, und mit Koel und Frau und Kindern war ein leichtes Auskommen; die waren alle urgemüthlich, so daß sie sich gut vertrugen und nichts aneinander auszusprechen hatten.

Nur wegen einer Sache kamen Koel und Szymen manchmal aneinander. Der alte Mann hatte immer seine Ehre darein gesetzt, keine Armenunterstützung zu empfangen, er hoffte, bis zu seinem Tode sich sein Brot selbst aufzu-

geben, aber von einer Begräbnisversicherung wollte er absolut nichts wissen. Was man nach seinem Tode mit seinem Leichnam anfang, war ihm gleichgültig; dafür mußten dann andere sorgen, er hatte keinen Cent für sein Gerippe über, wenn er nichts mehr davon merken würde. Und Koel war bange, daß die Armenkommission ihm das Begräbnis auf den Hals schieben würde, weil Szymen nicht zu den Unterstükten gehörte. So ging es dann oft: „Szymen, Mann, ich habe nichts gegen Dich, wenn Du nur dafür sorgst, am Wege zu krepieren, denn wenn Du Dich unterstühest, es bei uns zu tun, lassen wir Dich so liegen.“

Und Szymen antwortete grinsend: „Mann, tue nur ja, was Dir selbst gut dünkt. Meinetwegen kannst Du mich in die Müllgrube werfen. Es ist ja nur mein Balg, und ich habe doch niemand, der an meinem Grabe weinen wird.“

Der Ruf des einsamen Bergwarts.

Nur einmal steige herauf zu mir
Aus dem Dunst Deines steinernen Meeres
Und atme freier und hebe zum Licht
Dein Haupt, Dein sorgenschweres!
Auch Du bist der freien Menschheit Sohn,
Du durstest nach Lebensluzen —
Mein Bergquell ist klar, kristallen sein Glanz,
Ich will den Trunk Dir kredenzen!

Du darfst nicht dursten, ich will es nicht,
Du sollst nicht nur fronen und darben!
Zu viele schon, ach, zu viele schon
Mit durstigen Lippen starben.
Komm, steige zu Berg, die Sonne ist wach,
Sie wird Deinen Lichtweg begrüßen.
Mein Berg ist so hoch, so weit reicht der Blick,
Tief liegt die Welt Dir zu Füßen!

Nun komm doch, mein Bruder, nur einmal komm
Heraus aus der Steinitadt Schächten!
Ich rufe nach Dir, ich rufe nach Dir
Bei Tag und in einsamen Nächten!
Ich lorge mich oft, daß Du glücklos lebst,
Daß Du blutest in Deinen Ketten.
Dein Alltag ist trübe, zu schwer Dein Werk,
Ich habe nicht Macht, Dich zu retten.

Nur leise umklingt Dich mein einsamer Ruf,
Du wirst ihn im Tagkämpfe hören.
Du lauchest — ich fühle, er hat die Kraft,
Deinen suchenden Sinn zu betören.
Du kommst, Du steigst zu den Bergen empor,
So war doch mein Ruf nicht vergebens.
Dir leuchtet die Schönheit der sonnigen Welt,
Du trinkst von dem Urquell des Lebens!

Martin Kable.



Und dabei blieb es dann wieder. Koel wollte auch nicht zu viel davon sagen, dann könnte Szymen am Ende mal ausziehen.

Szymen hatte, wenn er zu Hause war, seinen festen Platz hinter dem Ofen, der so weit von der Wand abstand, daß er gerade mit seinem Stuhl dazwischen konnte. So sah er warm im Winter, mit seinen Füßen auf der eisernen Platte und geschützt vor dem lauten Balgen und Tunmeln der sechs kleinen Jungen und Mädchen.

An einem Wintertag saß Szymen morgens noch auf seinem Plätzchen, obgleich es schon viel später war, als er gewöhnlich ausging. Bei schlechtem Wetter blieb er zwar wohl mal zu Hause, aber leicht ging er doch nicht dazu über, und das Wetter war diesen Tag gar nicht mal so schlecht.

„Was ist mit Dir, Mensch?“ fragte Koel endlich, „fehlt Dir etwas? Du sitzt da so bedrückt. Daß Du Dich nicht unterstühest, krank zu werden und hier zu sterben, hörst Du? Du weißt, wie ich darüber denke!“

„Aber nein, Mann,“ sagte Szymen, „ich bin ganz wohl, ich habe heute nur keine Lust zum Laufen. Rummre Dich nur nicht um mich.“

Aber das alte Männchen sah schlecht aus. Wohl lag das gewohnte Grinsen auf seinem Gesicht, aber er sah so sonderbar bornüber gebeugt, als ob sein Rücken nicht mehr wollte.

„Mann, Mann,“ sagte Koel wieder, „Du gefällst mir ganz und gar nicht. Wenn Du in Dein Nest kriegst, geh ich sofort zu den Armenpflegern und rufe sie, daß sie Dich wegholen müssen, ich will nicht mit Dir sitzen bleiben.“

Um zwölf Uhr brachte Kee Szymen ein paar Kartoffeln. Zuerst tat er tapfer, als wollte er davon essen; die kleinen Jungen hatten es aber bald heraus: es schmeckte ihm gar nicht, und sich drängelnd fragten sie: „Darf ich es, Szymen? Gib's mir nur, Szymen!“ Die kleinen Lausbuben mit ihren schmutzigen Ohren und schwarzen Händchen zogen an dem Näpfchen und den Armen des alten Mannes.

„Freht nur auf, ihr kleinen Racker,“ sagte Szymen, „ich hab keinen Hunger heute. Hab gestern zu viel und zu gut gegessen.“

„Du bist gewiß bei einem der Bürgermeister zu Besuch gewesen,“ meinte Koel.

Szymen blieb den ganzen Tag beim Ofen sitzen, die Uhren machten „tick-tack“, und zuweilen dufelte er ein bißchen ein.

„So'n Kerl,“ sagte Koel dann zu seiner Frau, „was machen wir mit ihm, wenn er stirbt?“

„Er ist ja noch nicht tot,“ sagte Kee, „ich werde morgen mal zum Pastor gehen und fragen, wie wir es damit halten sollen.“

Als es Zeit war zu Bett zu gehen, schien Szymen keinen Mut zu haben, seine Lagerstatt im Hinterhaus aufzusuchen. Er zog es vor, beim Ofen sitzen zu bleiben.

„Du mußt ja wissen, was Du tust,“ sagte Koel und kroch mit seiner Frau in die Bettstatt. Die Kinder lagen schon lange in tiefem Schlaf, und bald schnarchte das Ehepaar auch.

Tick-tack, tick-tack machten die alten Uhren und hinter dem Ofen saß das alte Männchen. Es war stockduster in der Stube, und lang, lang war die Nacht. — Tick-tack machten immerfort die Uhren, alt und verschliffen wie sie waren, aber ein anderes Tick-tack hörte auf: das Herz von Szymen Stroop stand still. Je länger, je mehr kippte er nach der einen Seite über, bis er schließlich vom Stuhle herunterglitt und mit einem Bums auf dem Boden anlangte. Koel und Kee hörten nichts, und tick-tack machten die Uhren.

Bei Tagesanbruch erwachte zuerst Kee. Sie stieß die Türen der Bettstatt auf, und ihr Kopf mit der schlotternden Nachtmütze kam in der Dämmerung zum Vorschein. Gähmend stapfte sie fast ganz angezogen vom hohen Bettstattschemel herunter, stolperte zum Fenster, und stieß die Läden auf. Sie hatte noch nicht an Szymen gedacht, aber als sie sich jetzt umdrehte, sah sie ihn liegen, im nüchternen, frostigen Dämmerlicht des öden, trüben Wintermorgens.

„Jesse!“ sagte sie, „da liegt Szymen! Der scheint tot zu sein! Nun wird Koel aber Spektakel machen!“

Szymen war sonderbar gefallen. Seine Füße waren zwischen der Ofenplatte und den Stuhlbeinen eingeklemmt, und es sah aus, als ob er anstatt auf dem Stuhl auf der Seite gegen die Beine ansaß, mit seinem Rücken gegen die Wand. Seine Augen waren offen geblieben und dasselbe Grinsen wie immer lag um seinen Mund. Es war, als ob er spöttisch lächelnd zusah, was sie wohl dazu sagen würden.

„Koel! Koel!“ rief Kee, „komm schnell aus Deinem Nest, ich glaub, daß Szymen tot ist.“

„Daß ihn der Teufel hol!“ schallte es voll Entrüstung aus der Bettstatt. „hat der Kerl mir nun doch den Streich gespielt!“ (Schluß folgt.)

Das Moore-Licht.

Von Karl Hermann.

Von jeher war der Mensch von dem Bestreben beseelt, sich zum Ersatz des natürlichen auch künstliches Licht zu schaffen. Der modernen Kulturwelt ist es zur Unentbehrlichkeit geworden und die Technik bemühte sich, dieses Bedürfnis durch die Erfindung der verschiedensten Lichtquellen zu befriedigen. Wenn wir nun heute in unseren Zeilen eine der jüngsten Erfindungen auf diesem Gebiete beschreiben, so geschieht es nicht allein, um die neuesten Fortschritte zu würdigen, sondern ebenfalls wegen der hohen Eigentümlichkeit des neuen Lichtes, das auf einer anderen physikalischen Grundlage basiert als die bisherigen Lichtquellen.

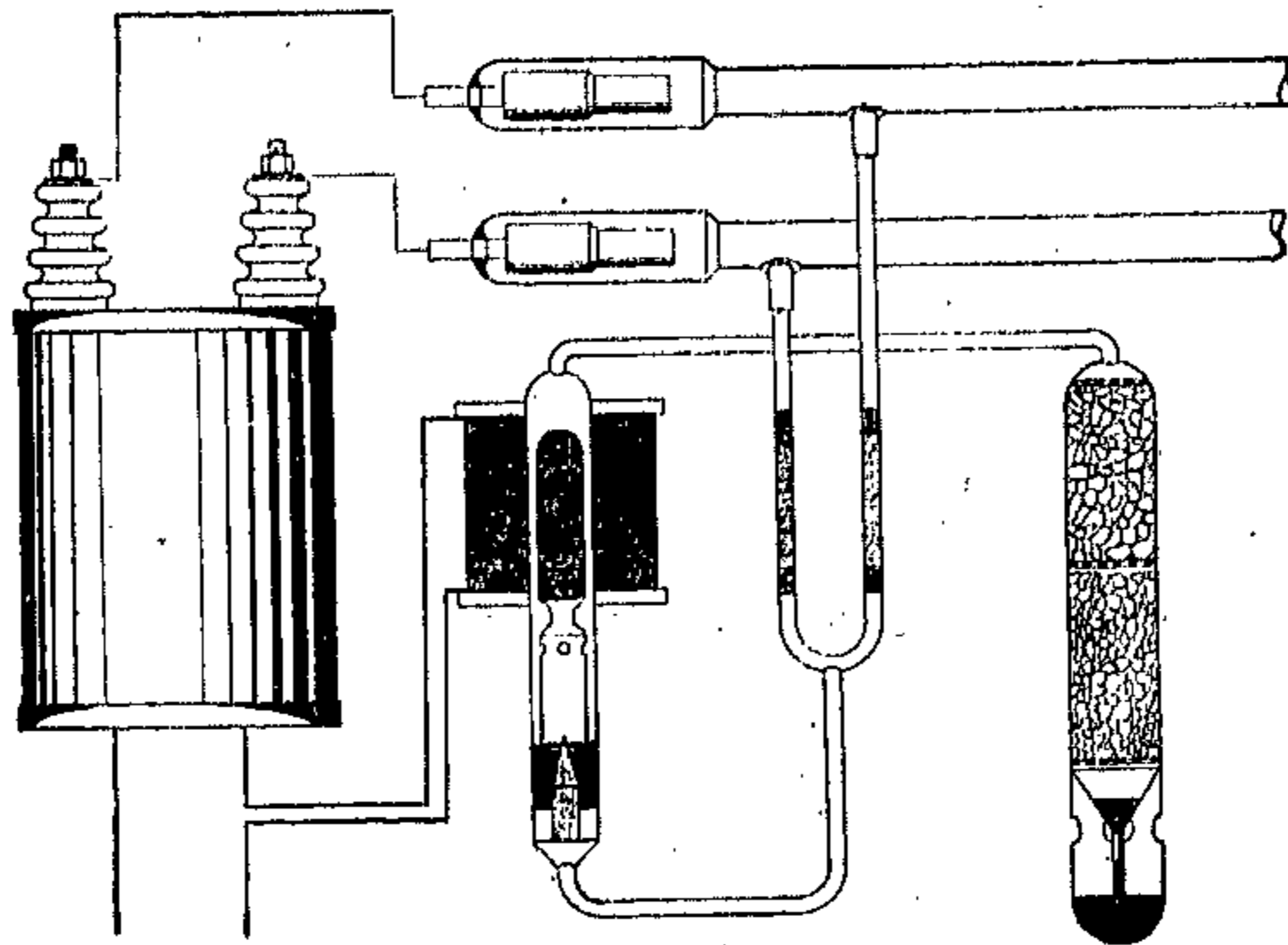
Alle diese Lichtquellen, soweit sie im praktischen Beleuchtungsweisen Geltung haben, beruhen auf der Hitze; eine hohe Temperatur, je nach dem Charakter der betreffenden Lichtquelle 1500 bis 1800 Grad und darüber, wird in der Hauptsache erzeugt, Glut wird geschaffert und daraus die mehr oder minder große Helligkeit entwickelt. Der Unterschied ist nur, ob der in der Hitze glühende Körper mit dem Wesen der Flamme eins oder ob der die Wärme erzeugende Körper ein anderer als der glühende und leuchtende ist. Zu den Lichtquellen der ersten Art gehören alle strahlenden Flammen, die der Kerzen, des Petroleums, Leucht- und Acetylgases, wo sich überall in einem Stadium des Verbrennungsprozesses Kohlenstoff in fester Form, aber in sehr kleinen Partikeln aus der Masse der glühenden Gase — denn weiter ist die Flamme nichts — ausscheidet. Kurz danach kommen die Gase mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung, der sich mit ihnen chemisch verbindet. Als Resultat dieser Aufzehrung tritt eine beträchtliche Steigerung der Temperatur ein, unter der die Kohlenstoffteilchen hell erglühen und damit der Flamme ihren Glanz verleihen, um nachher selbst der Verbrennung zu verfallen. Hier einzureihen wären ebenso die farbig strahlenden elektrischen Flammenbogenlampen, wo in der Glut außer Kohlenstoffpartikeln die Teilchen und Dämpfe von Metallsalzen leuchten. Die zweite Art der Lichtquellen umfaßt alle Glühlampen, sowohl diejenigen, deren Leuchtkörper in der Hitze einer an und für sich nichtleuchtenden Gasflamme glüht, als auch jene, in denen die Heizkraft der hindurchzirkulierende elektrische Strom erregt. Nun wissen wir indes, daß Lichtentwicklung nicht unbedingt mit Hitze verknüpft zu sein braucht, denn das Leuchtstäbchen besitzt eine geheimnisvolle kleine Lichtquelle, die, wenn sie auf einer hohen Temperatur basieren sollte, unmöglich mit dem zarten Organismus eines lebenden Geschöpfes zu vereinbaren wäre. Ähnlich ist es bei den mit phosphoreszierenden Chemikalien präparierten Flächen, die man in beliebigem Umfang, aber auch nur so darzustellen vermag, daß das erzielte Licht schwach ausfällt. Es existiert ferner eine praktisch angewandte elektrische Lichtquelle, in der jedenfalls nicht allein die Wärme die Helligkeit hervorruft; wir meinen die von unserem Parteigenossen Arons erfundene Quecksilberdampflampe, mit der wir uns bei früherer Gelegenheit in diesem Blatte eingehend beschäftigt haben. Deutlicher als in der Quecksilberdampflampe ist diese wichtige Erscheinung in den Geißlerischen Röhren, deren hübsche Effekte den

Säen wie den ersten Forscher fesseln. Das sind Glasröhren, an den Enden kugelförmig erweitert und mit den Elektroden versehen. Diese bestehen außen aus kleinen Messingkappen mit Oesen, dann dort, wo sie luftdicht in das Glas eingeschmolzen sind, aus Platin, sie endigen in einem Aluminiumstift. So werden sie bis zu einem gewissen Grade luftleer gepumpt. Zu Demonstrationszwecken gibt man ihnen zierliche Spiral-, Rosetten- und andere Formen. Wenn man sie in hochgespannten Strom einschaltet, am besten von einem Funkeninduktor, so erfüllt ein sanftes Lichtband, das allen Biegungen folgt, das Glas. Die Lichtmenge ist freilich gering, die Röhre muß wenigstens fußgroß sein, damit man im finsternen Zimmer die Gegenstände der allernächsten Umgebung erkennen kann. Die Ursache des Leuchtens ist hier in erster Linie der Ausgleich elektrischer Ladungen, denn die Erwärmung des Glases ist im Verhältnis zur Helligkeit noch immer klein. Nur wegen des Umstandes, daß das Licht in Erweiterungen der Röhre matter, in Verengungen greller ist, nimmt man an, daß die Gasreste in

an die Gleichstromleitung zunächst eine Spule mit vielen Windungen von dünnem Draht gelegt, und zwar so, daß das eine Ende vielleicht an die Stromzuleitung, das zweite indes bei einer Unterbrechungsrichtung angeschlossen wurde, die auch mit der Stromrückleitung in Verbindung stand. Eine eiserne Feder war inmitten eines Glasgefäßes einseitig befestigt, in der freien Hälfte berührte sie eine quer darin stehende Plantinnadel. Die Vorrichtung war vor der Spule gelagert, die einen unterteilten Eisenkern enthielt; dessen magnetische Kräfte konnten die Feder mit genügender Intensität erfassen, um sie von der Nadel abziehen, den Strom also für einen Moment aufhören zu lassen. Die Feder schnellte zurück, stellte den Stromlauf wieder her, sie blieb in dauernder Vibration. Jedesmal, sobald die im Fluß begriffene Energie plötzlich unterbrochen wurde, antwortete sie mit einem heftigen Ausbäumen, das als neuer Stromstoß mit hoher Spannung in der Spule erschien. Er würde sich ohne weiteres in einem dichten Funken zwischen Spitze und Feder von selbst abgeleitet haben, wenn nicht Moore diesen Weg in geschickter Weise versperrt hätte. Das Glasgefäß war total luftleer. Wohl oder übel mußte die Hochspannung den Nebenpfad über eine Drahtabzweigung suchen, die sie in die lange Leuchtöhre führte. Diese konnte sie passieren — und Licht darin erglänzen lassen. Das dort gewonnene Licht zeichnete sich nicht allein durch seine Sanftheit, sondern auch durch seine eigentümliche Färbung aus, die man je nach der Natur der in den Leuchtöhren vorhandenen Gasreste verschieden wählen konnte. Das Leuchten pflegt nämlich bei verdünnter Luft bläulich, in evakuiertem Wasserstoffinhalt dunkelrot, bei Stickstoff hellrot, bei Kohlenäureresten weißlich auszufallen.

Die späteren Moorelichtanlagen weisen bedeutende Aenderungen auf. Anstatt mehrerer einzelner verwendet man wenige von beträchtlicher Länge, die entweder in recht-eckigen Zügen oder in Biegungen mit der spezifischen Form des Raumes verlegt werden. Die Gesamtlänge, erst 30 bis 40, ist dann auf ungefähr 70, neuerdings bis 160 Meter pro Röhrengruppe gesteigert worden. Für den Anschluß an Gleichstromnetz, die sich in den meisten Städten befinden, installiert man an Stelle des Vakuumvibrators einen Motorumformer, eine Kombination von Elektromotor und Wechselstromdynamo, womit man Wechselstrom erhält und den der eigentlichen Beleuchtungseinrichtung liefert. Wo man über Wechsel- oder Drehstrom verfügt, wie in verschiedenen Städten und an Ueberlandwegen, fällt die Motoranlage weg, und der Strom gelangt unmittelbar in die Moore'sche Apparatur, die in dem zu erhellenden Raume in einem Schutzkasten verborgen ist. Dieser wird so befestigt, daß der Anfang der Leuchtöhre direkt daraus hervorbringen, das Ende wieder in ihn zurückgeführt werden kann. Zur Verwendung von Drehstrom bedient man sich eines dreifachen Rohres, dessen drei Anfänge im Apparatkasten, dessen Enden in einem gemeinsamen Mittelpunkt liegen: die sogenannte Sternschaltung.

Der Apparatkasten enthält erstens einen Transformator zur Erzeugung der Hochspannung, zweitens das Atmungsinstrument. Der Transformator, ein Apparat mit einer dickdrahtigen Spulengruppe für den Strom aus dem Netz und einer dünndrahtigen, windungsreichen, arbeitet in der von uns schon mehrfach erörterten Weise derart, daß der elektrischen



Schematische Darstellung der Vakuumregelung des Moore-Lichts
(von links nach rechts: Transformator, Ventil, Einführrohr und Gaszeuger).

den schmalen Rohrpartien erglühen. Trotzdem darf man, soviel die physikalische Erforschung des recht schwierigen Gebietes bisher erklärte, diesen Begriff keineswegs mit dem gewöhnlicher Flammen und Erhitzungen verketten.

Die zuerst wenig aussichtsreiche Idee, Vakuumröhren auf dieser physikalischen Basis in die Beleuchtungstechnik einzuführen, stammt von einem amerikanischen Erfinder, Mc. Farlan Moore, der ungefähr gegen Ende der neunziger Jahre mit dem von ihm erfundenen System an die Öffentlichkeit trat. Im Laufe der Zeit ist das Moorelicht, das anfangs nur für Innenräume bestimmt war, wesentlich verbessert und auch für die Erleuchtung äußerer Gebäudeteile brauchbar gemacht worden. Bei uns in Deutschland, wo sich das Moorelicht in jüngster Zeit einzubürgern beginnt, werden z. B. die Konturen der Lore am Hamburger Elbetunnel von derartigen Leuchtöhren umsäumt.

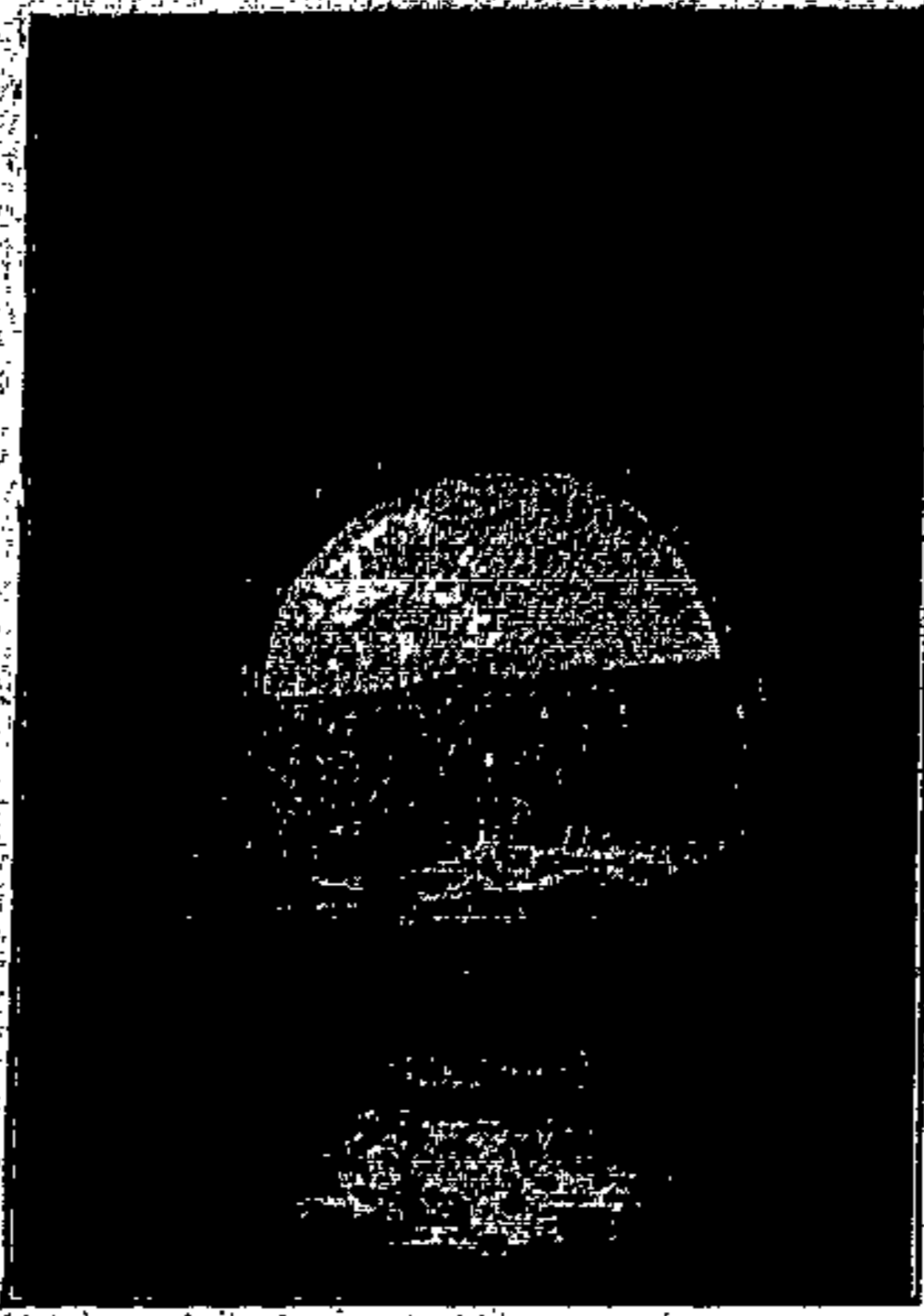
Bei den Anlagen der ersten Ausarbeitung verwendete Moore Glasröhren von etwa 2 bis 3 Meter Länge, die in solcher Gestalt und Anzahl in dem betreffenden Raume angebracht wurden, daß sie zur Architektur paßten. Um sie mit dem stets erforderlichen hochgespannten Strom zu speisen, beschritt der Erfinder einen bis dahin weder von der Physik noch von der Technik beachteten Weg. Seine Absicht war, den Gleichstrom, den man für lokale Lichtanlagen benutzt, für seine Zwecke zu verwerten. Weil dieser aber schwer von seiner ursprünglichen Spannung auf eine höhere zu bringen ist, wurde

Kraft in der zweiten Spulengruppe die Fähigkeit verlieren wird, über wenig bequeme Wege zu gehen. Deshalb vermag sie zwischen den beiden Elektroden in den Röhrenenden, zwei Kohlenzylindern, trotz der großen Entfernung ihre Ladungen vom ersten Moment an auszugleichen; sie strömt den Vakuumraum entlang, so daß dieser eine einzige Leucht säule bildet, welche die volle Länge und

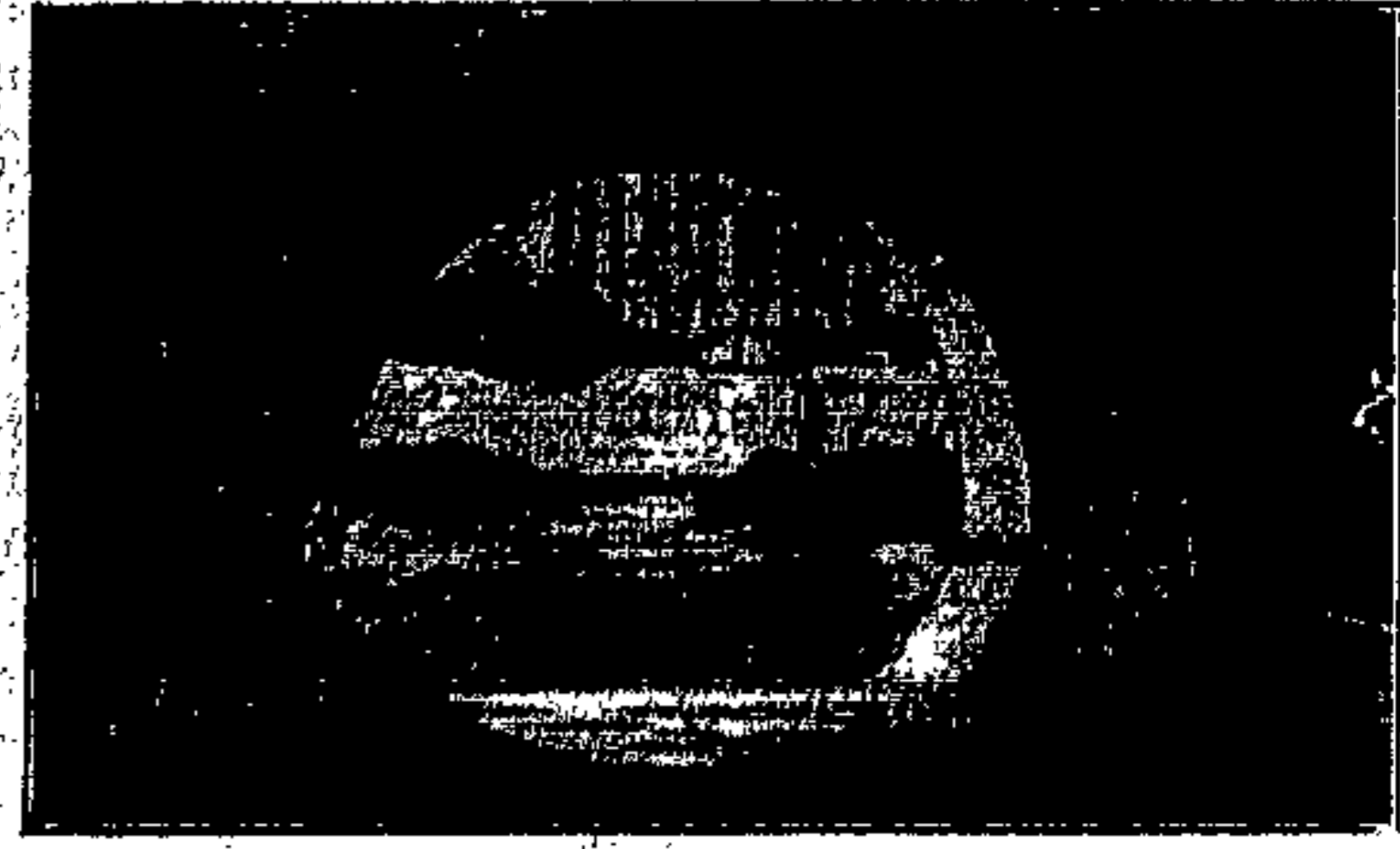
erstere an seinem unteren verschmälerten Ende einen länglichen Konus aus Retortenkohle eingekittet trägt, dessen Spitze im Innern emporragt und von einer Quecksilberschicht bedeckt ist. Die gläserne Hülse, die dahinein taucht, ist nur oben verschlossen und dort mit einem Kern aus Eisendraht versehen. Vom oberen Gefäßende geht ein Rohr zum anderen, dem Gaserzeuger, der unten mit Phosphor, darüber



Blick in das Maschinenhaus (Marktsa).



Eisendurchschlag. Umleitungsanal.



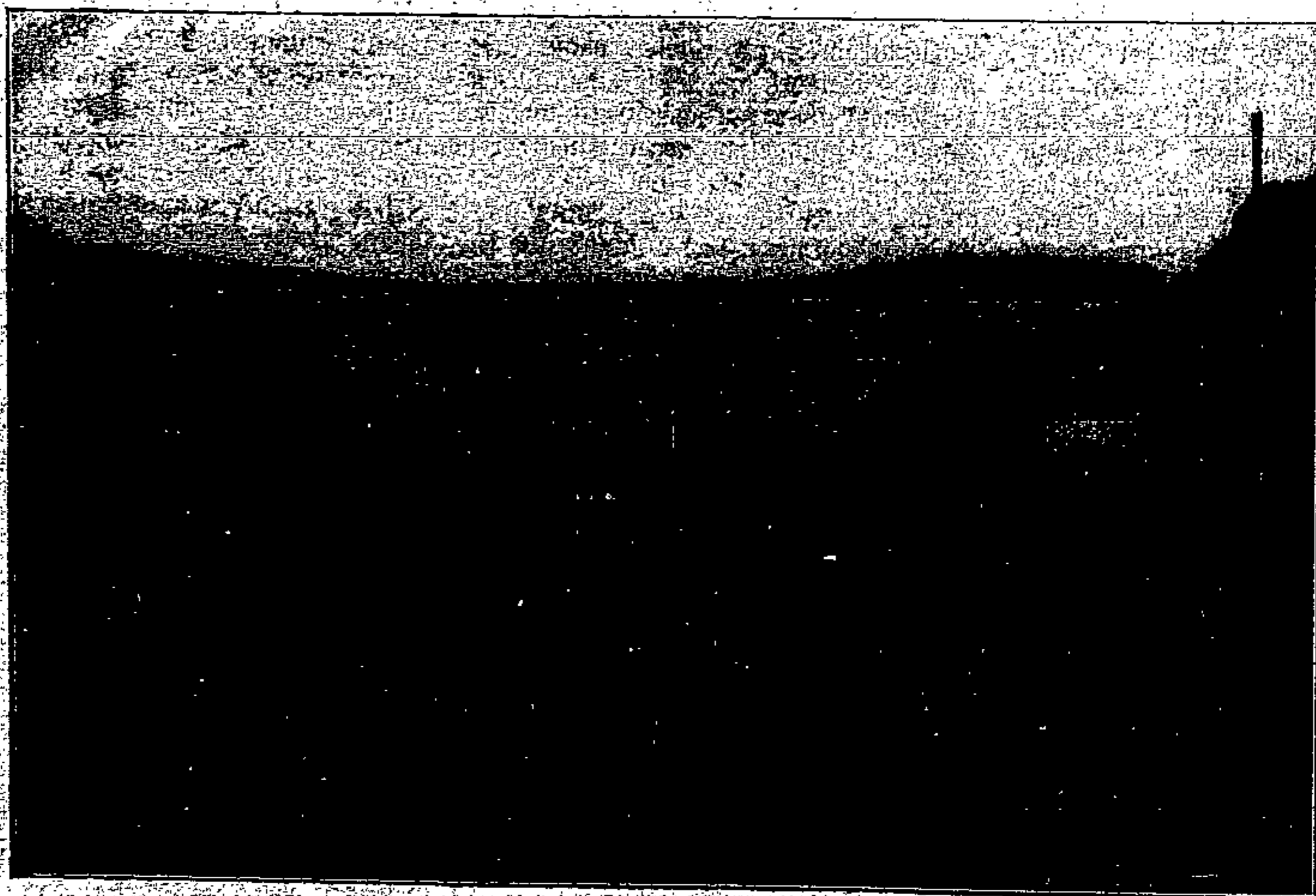
Eisendurchschlag. Abfuhranal.

Breite der Röhre mit allen Biegungen getreulich erfüllt. Benutzt man Stickstoff, so ist das Licht hier mehr goldigellrot, ein angenehm rosiger Farbenton, der dem Abendsonnenlicht ähnelt. Dieses Gas wird—außer Kohlensäure für weißliches Licht—am häufigsten gewählt. Das Leuchtröhre wird aus geraden Strängen eines im Querschnitt kreisrunden Glases von 44 Millimeter Außendurchmesser und einzelnen Bogenformstücken an dem Installationsort zusammengeschweißt und luftleer gepumpt. Zur Befestigung dienen besondere Halter, die schädliche mechanische Einflüsse auf die Röhre verhindern. Die Figuren, die die Röhre zügeln bilden, werden naturgemäß mannigfaltig wechseln. In langgestreckten Räumen mäßiger Breite genügt vielfach ein einfaches Rohrrechteck, das in einem der Winkel beginnt und seine Längsseiten mit denen des Raumes parallel, im übrigen überall gleichen Abstand von der Decke hat. Für einen mehr quadratischen Raum wird man das Rohr in derselben Art aufhängen, es aber zu einigen rechteckigen Zügen biegen, die in Zickzackform nacheinander folgen. Wo dagegen ein großer gewölbter Raum erleuchtet werden soll, dessen Bau bereits an sich eine gute Verteilung der Helligkeit verspricht, ist es angängig, wie im Kongressaal der Dresdener Hygieneausstellung, ein Paar oder ein Triplet geradliniger Leuchtröhrestränge an den beiden Längskanten des Gewölbes zu placieren. Durch Führung des Rohres in der vorhin erwähnten Fassonbiegung entlang an Säulen, Trägern usw. vermag man sehr günstig auch Räume von runder oder verschachtelter Form mit Moorelicht auszurüsten, ebenso alle Luftkonturen. Sehr effektiv ist die mit den zugehörigen Mitteln herbeigeführte Kunstbeleuchtung großer Schaufenster, da es keine Schwierigkeiten verursacht, die Züge der Leuchtröhren an Pfeilern und Wänden senkrecht anzuordnen.

Es wäre aber kaum möglich gewesen, die Technik des Moorelichtes so zu heben und seine Anwendung zu fördern, wenn nicht durch die glückliche Konstruktion des Atmungsinstrumentes ein Mittel gefunden wäre, einen störenden physikalischen Prozeß in der Röhre zu korrigieren. Eine Geißlersche Röhre, die man längere Zeit hindurch im Betrieb gehabt hat, macht nämlich ihr Vakuum von selbst immer intensiver. Der Grund der Erscheinung dürfte wohl nur eine besondere Einwirkung der elektrischen Ladungen oder Entladungen auf die noch im luftverdünnten Raum enthaltenen Gasreste, vielleicht deren Moleküle sein, doch ist sie bis jetzt zu wenig erforscht, als daß man eine befriedigende Erklärung darüber erfahren könnte. Genug, die Tatsache ist ebenso sicher wie die andere, daß die elektrische Leitfähigkeit in strengem Vakuum zuerst ein wenig zunimmt, nachher aber rasch sinkt. Die einfache Geißlersche Röhre wäre in dem Stadium, wie man es nennt, härter geworden, d. h. für die ursprüngliche Spannung nicht recht mehr passend. Das Moore'sche Atmungsinstrument in dem Apparatkasten regelt den Verdünnungsgrad der leuchtenden Gase automatisch, indem es zur kritischen Zeit einen Hauch derselben Luftart einströmen läßt. Die Bestandteile, Ventil und Gaserzeuger, bilden vertikale, zylindrische Gefäße, von denen das

mit Chlorkalziumstücken gefüllt und ganz am unteren Ende für gewöhnlich durch einen Quecksilberverschluß gegen die äußere Luft abgesperrt ist. Nur zeitweilig erlaubt er einer Luftblase einzudringen, deren Sauerstoff dann vom Phosphor und deren Feuchtigkeit vom Chlorkalzium absorbiert wird, so daß reiner Stickstoff allein zum Ventil gelangt. Bei weißem Licht ersetzt eine kleine Kohlensäureflasche den Gaserzeuger. Das Ventil funktioniert in beiden Fällen gleich. Es ist außen mit einer höher oder niedriger einstellbaren Drahtrolle umgeben, die der Speisestrom des Transformators passieren muß. Wenn nun während des Betriebes die Röhre ihre Luftverdünnung zu vergrößern beginnt, die Leitfähigkeit also steigt, ergießt sich von selbst ein dichter elektrischer Strom in den Transformator und die Drahtrolle fängt an, mit stärkerer magnetischer Kraft die Hülse im Ventil zu heben. Dadurch sinkt der Quecksilberpiegel, die Spitze des Kohlenkegels wird frei, und es vermag seiner Porosität halber ein wenig Gas hineinzutreten. Ein Glasrohr, das oben mit einem U-förmigen Doppelsegment an die Enden der Leuchtröhre angeschweißt, unten hinter dem Kohlenkegel befestigt ist, wird den Hauch der leuchtenden Gas säule einverleiben, also zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen Normalstrom und Vakuum beitragen. So wiederholt sich denn

die Regelung, die Atmung minutlich ein- oder zweimal. Zur Beruhigung der Röhrenfunktion wird der Strom aus dem Netz vor der Apparatur über eine Drosselspule geschickt. Dem weißen Moorelicht wird nachgerühmt, daß es die Farben und besonders die feinen Unterschiede in den Nuancierungen fast genau so zeigt wie das Tageslicht. Ihm dürfte noch ein weites Feld der Anwendung offen sein, vor allem in der Färberei. Die Wirtschaftlichkeit des Moorelichtes wurde von Professor Wedding in Berlin an einer Anlage von 37,5 Meter Leuchtröhrlänge



Maschinenhaus unterhalb der Sperrmauer bei Mauer. Das Staubecken ist jenseits der Mauer.

sehr genau geprüft. Aus der umfangreichen physikalischen Arbeit wollen wir nur erwähnen, daß das Licht einer Gasföhle von derartigen Dimensionen anders gemessen und beurteilt werden muß als bisher üblich. Die betreffende Anlage konsumierte unter 220 Volt Spannung des 50periodischen Wechselstroms ungefähr 3,8 Kilowatt, womit eine Helligkeit erzielt wurde, aus deren Intensität und Umfang man einen Energieverbrauch von 1,5 Watt pro Kerzenstärke berechnete. Wündern muß man sich, welche gute Leitfähigkeit die verbünnten Gase im Leuchtzustande besitzen, da sie einen Strom von über $\frac{1}{4}$ Ampere empfangen. Die Spannung von noch nicht 18 000 Volt erscheint im Verhältnis zu der weiten Distanz zwischen den Elektroden keineswegs so riesig. Zur Frage der Wirtschaftlichkeit sei indes das Folgende bemerkt. Den in der Technik gültigen Satz, wonach große Anlagen stets günstiger als kleine arbeiten, kann man auch auf die jüngeren Moorelichtinstallationen mit erheblichen Röhrenlängen beziehen, die pro Kerze schätzungsweise 1,2 Watt erfordern. Noch bessere Lichtausbeute, vielleicht bis 0,6 Watt pro Kerze, wird durch die Verwendung der Edelgase, z. B. Neon, möglich sein. Wenn demnach die Deformation des Moorelichtes gegenwärtig dieselbe wie bei Metallfadlampen ist, würde sie in Zukunft sich mehr der Stufe der Vogenlampen nähern, jedoch nicht deren Nachteile, Notwendigkeit des Reinigens und Kohlenersatzes, aufweisen. Das Moorelicht ist diesen Lichtquellen aber schon darum überlegen, weil diese ihre Helligkeit von einem einzigen Punkte aus liefern, infolgedessen grell erscheinen. Die Vogenlampen tragen deshalb Mattglaskloeden, die das Grelle dämpfen, aber auch einen Teil des erzeugten Lichtes unnütz aufhalten. Beim Moorelicht dagegen kommt der Helligkeitseffekt durch die Größe der Röhre zustande, das Licht ist nicht grell und braucht nicht gedämpft zu werden. Aus demselben Grunde ist die Lichtverteilung gleichmäßiger, so daß selbst bei ein und demselben Energieaufwand an Lampen und Röhren die Helligkeit an den erleuchteten Raumflächen günstiger aus-

fällt. Die Lichterstreuung ist feiner, die Schatten sind viel weniger scharf. Wählt man einen Vergleich aus einem anderen technischen Gebiete, so würden die bisherigen Lichtquellen den Einzelöfen, die Leuchtöhren der Dampfheizung etwa entsprechen. Obwohl das Analogon die räumliche Wirkung charakteristischer mag, so ist das Wesen der Funktion einer Moorelichtanlage doch gerade entgegengesetzt, weil die Wärmeentwicklung verhältnismäßig sehr gering ist. —

recht mehr an diesen hygienischen Zweck der Kleidung glauben. Und in der Tat glauben die Damen daran wohl selbst nicht mehr. Sie haben im Laufe der Zeit das Mittel zum Zweck gemacht. Nicht so sehr hygienische Gesichtspunkte wie ästhetische sind bei der Damentwelt ausschlaggebend. Die Kleider werden eigentlich nicht deshalb gewählt, weil sie den Körper schützen, sondern vor allem, weil sie seine natürlichen Reize der Beachtung empfehlen. Die Kleider verhüllen zwar seine Reize, machen sie aber gerade deshalb um so begehrenswerter. — Wohl den meisten Frauen scheint es wichtiger, ihre Kleider zu schützen als ihren Körper. Es darf das neue Kostüm auf keinen Fall einen Fleck bekommen! Der Körper, den er deckt, erhält im Gedränge des Lebens doch so manchen. Daß dennoch Hygiene und Mode in vielen Fällen Hand in Hand arbeiten, ist trotz aller Modetorheiten nicht zu leugnen. Das ist aber, ohne unhöflich sein zu wollen, nicht eigentlich das Verdienst der Frau, sondern einen naturnotwendigen Folge unserer klimatischen Verhältnisse. Den Warmblütern unter den Tieren, mit denen wir stammesgeschichtlich immerhin in naher Beziehung stehen, hat die Natur ein sehr wichtiges Schutzmittel gegen Klimaveränderungen gegeben, das mit Eintritt der kalten Jahreszeit ohne ihr Zutun wachsende Winterkleid, das in hygienischer Hinsicht auch mit den besten Kleidungsstoffen, deren sich der Mensch zu gleichen Zwecken bedient, konkurrieren kann. Der Mensch selbst besitzt einen ausreichenden natürlichen Schutz nicht mehr. Das rudimentäre Haarkleid, das ihn an seine stammesgeschichtliche Entwicklung gemahnt, beim einen mehr, beim anderen weniger deutlich ausgeprägt ist — ganz fehlt es auch dem zartesten Frauenarm nicht —, vermag seinem natürlichen Bekleidungsbedürfnis kaum noch zu genügen.

Unsere direkten menschlichen Vorfahren, von deren Existenz wir durch mannigfache Knochenfunde immer besser unterrichtet werden, haben vielleicht noch über einen natürlichen Kleidungswechsel verfügt und sich dazu noch keiner künstlichen Mittel, wie wir es tun, zu bedienen

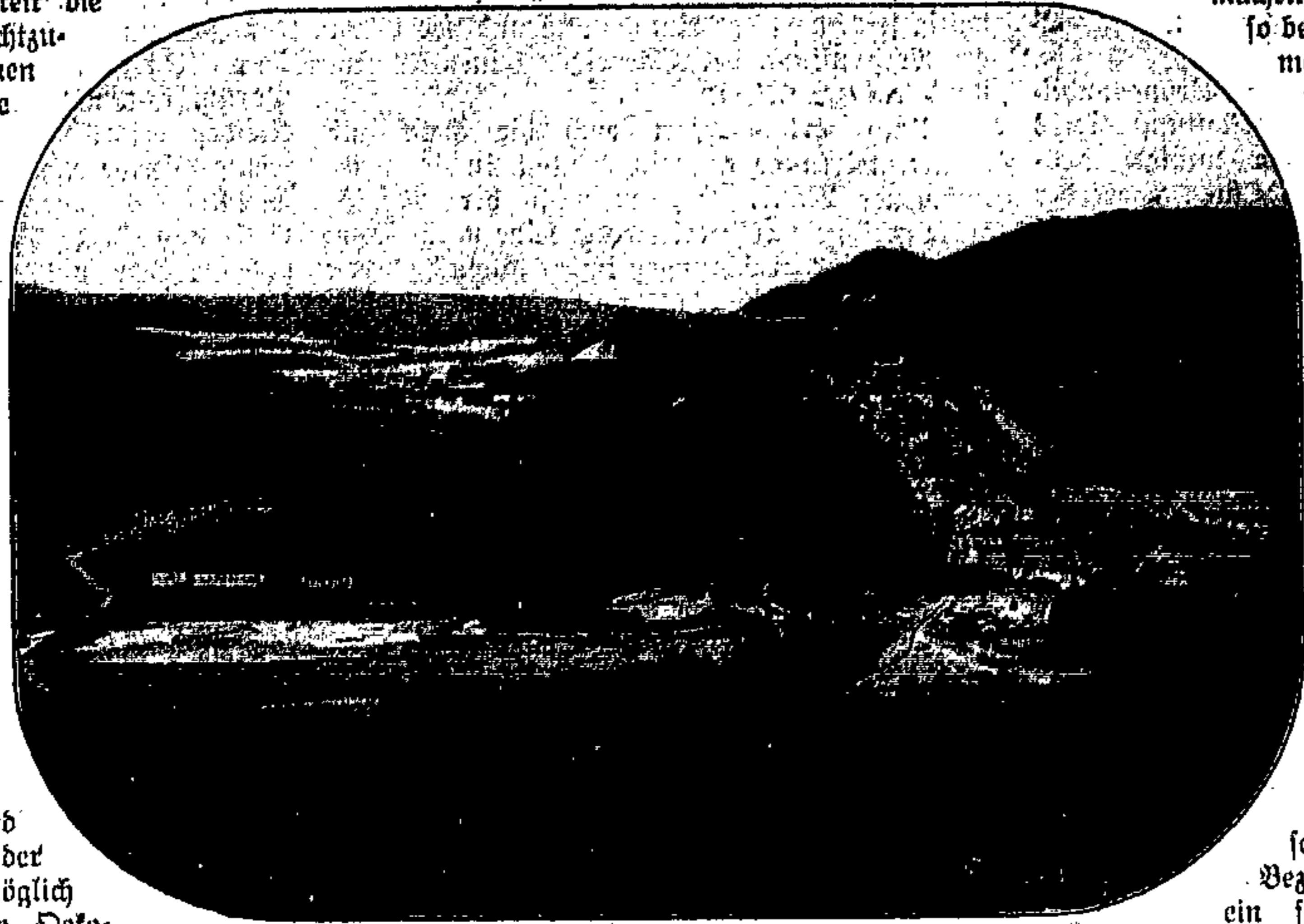


Bild in das Bobertal; die Vorbereiten zur Umleitung des Bober.

Die Hygiene in der Kleidung.

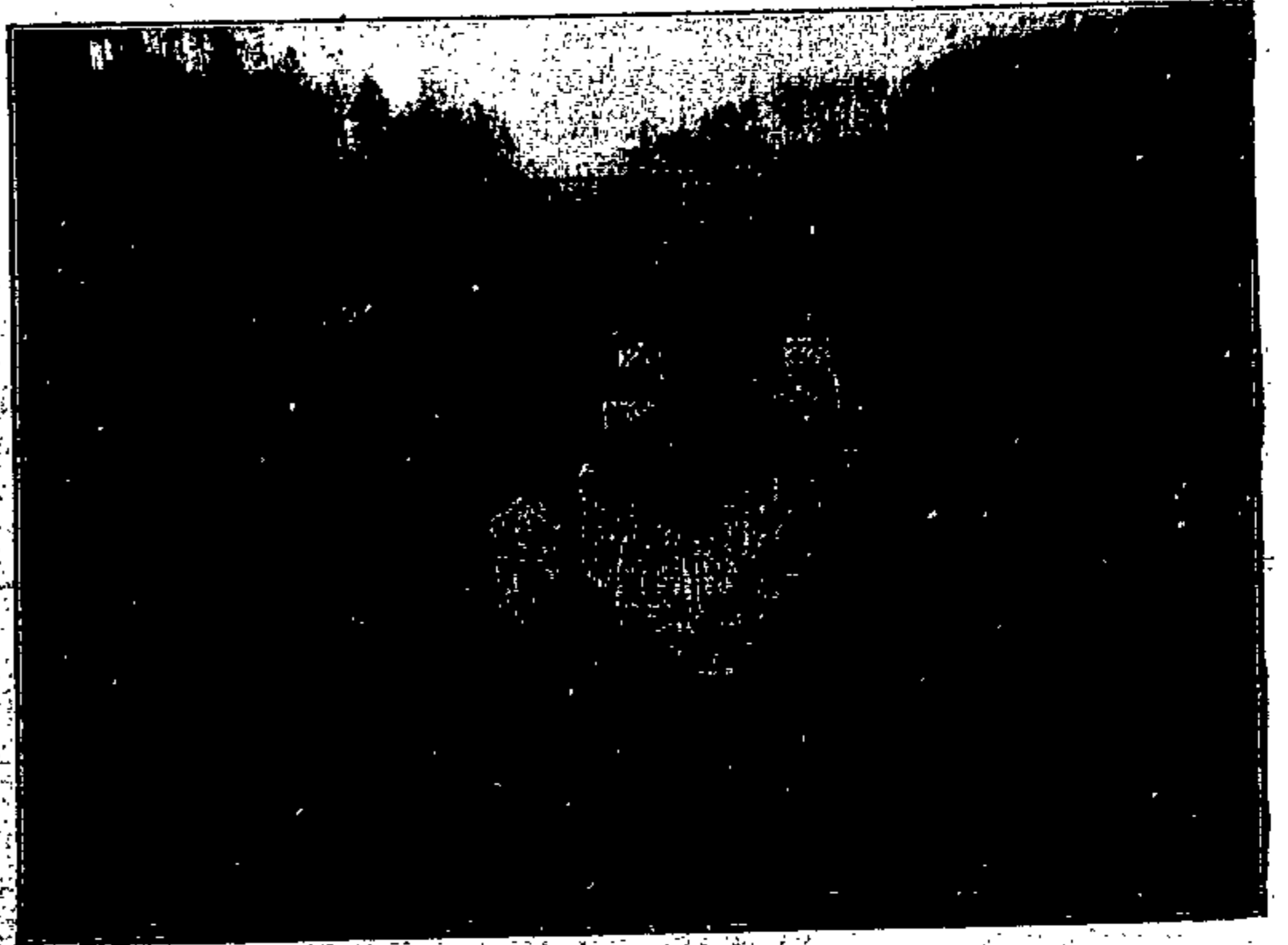
Von Dr. G. Wolff.

Ursprünglich hatte die Kleidung nur den Zweck, den Menschen gegen die oft sehr erheblichen Witterungseinflüsse zu schützen. Zwar besitzt der Mensch von Natur aus, wie alle anderen Tiere, Vorrichtungen, die ihm einen Temperaturwechsel erträglich machen sollen, meist aber ist der Kulturmensch durch jahrhundertelange Gewohnheit so verweichlicht oder auch degeneriert, wenn wir wollen, daß er künstliche Mittel zum Schutze gegen Witterungsunbilden zu Hilfe nehmen muß. Dem Zwecke dient vor allem die Kleidung.

Freilich möchte man, wenn man etwa die neuesten Damenmoden vor Augen hat, nicht



Staubeden und Sperrmauer (Mackissa).



Maschinenhaus und Ausfluhrohr (Mackissa).

brauchen. Sie waren durch einen Sittentodes noch ebenso wenig wie durch den modernen Maßschneider eingeengt, sie zeigten ihre Unkultur noch unverhohlen und gebrauchten keine Mittel, um ihre wahre Natur zu verhüllen. Das tat erst der moderne Kulturmenschen.

Bevor wir auf die hygienische Wertung unserer heutigen Kleidung und der sie bildenden Materialien eingehen, wollen wir auf die Rudimente der natürlichen Schutzeinrichtungen des Menschen, die einem ähnlichen Zweck dienen wie die Kleidung, ihn der Temperatur seiner Umgebung anzupassen, kurz eingehen.

Alle Tiere besitzen gegen Witterungsunbilden in der besonderen Ausgestaltung ihres Hautorgans einen mehr oder weniger ausreichenden Schutz. Die dicht gesäten Haare der meisten Landtiere, die Federn der Vögel, die Schuppen der Fische, die Hornplatten der Schildkröten sind solche Umwandlungsprodukte der gewöhnlichen Haut. Viele Tiere wechseln in der kalten und warmen Jahreszeit ihre natürliche Kleidung, legen im Winter ein dichtes Pelzkleid oder einen daunenreichen, weichen Federmantel an. Das kann der Mensch nicht. Dennoch verfügt seine zarte Haut, die allein den Temperaturunterschieden kaum noch zu widerstehen vermöchte, auch über natürliche Schutzeinrichtungen. Das sind die Wärmeregulierungsborrichtungen des Organismus.

Alle Warmblüter haben eine konstante (gleich bleibende), bloß in ganz geringen Grenzen schwankende Temperatur; nur in Krankheiten, im Fieber, wird die Temperatur des Menschen, die normalerweise in der Nabelhöhle, wo man das Thermometer gewöhnlich anlegt, 36,9 Grad Celsius beträgt, erheblich verändert. Das ist jedermann bekannt. Durch eine zentrale Regulierungseinrichtung, durch ein an bestimmter Stelle des Gehirns gelegenes Wärmesentrum sorgt der Organismus dafür, daß aus den mannigfachen Wärmequellen immer die gleiche Temperatur resultiert. Solche Wärmequellen des Menschen sind vor allem die verschiedenen Nahrungstoffe; sie werden im Innern des Körpers verbrannt, und erzeugen dadurch die Wärme, die zu unserem Leben erforderlich ist.

Reizen wir das Wärmesentrum, etwa elektrisch oder mechanisch, durch Berührung der betreffenden Gehirnstelle, wie man es tatsächlich im Tierexperiment getan hat, so erhöht sich die allgemeine Körpertemperatur, lähmen wir es, so erniedrigt sie sich. Im Fieber ist das Wärmesentrum durch die Toxine (Gifte) der Bakterien gereizt; durch gewisse Arzneistoffe (Fiebermittel) sind wir imstande, das Wärmesentrum zu lähmen und erzielen dadurch eine Erniedrigung der krankhaft erhöhten Temperatur.

Dem Wärmesentrum untergeordnet sind die Wärmeregulierungsborrichtungen der Haut, die bei sehr vielen Gelegenheiten in Tätigkeit treten. Befinden wir uns in einem Raum, dessen Temperatur plötzlich erhöht wird, so erweitern sich schnell unsere Hautgefäße und vermehren damit die Wärmeabgabe der Blutgefäße an die Umgebung. Ferner beginnen die Schweißdrüsen zu arbeiten, d. h. ihr Drüsenprodukt, den Schweiß, in erhöhtem Maße abzusondern; durch dessen Verdunstung wird dem Körper im Sommer, im heißen Bade usw. eine sehr erhebliche Wärmemenge entzogen, so viel, daß die normale Temperatur des Körpers stets eingehalten wird. Wird aber kräftigerweise die Schweißsekretion gehindert, so kommt es schnell zu einer Wärmestauung, einer übermäßigen Erhöhung der Körpertemperatur und ihrer so überaus schädlichen Folge, zum Hitzschlag. Durch die automatische Tätigkeit unserer Schutzborrichtungen

wird die Wärmestauung im allgemeinen verhindert; am wichtigsten hierfür ist die Schweißabsonderung. Darum ist es eine allen hygienischen Regeln ins Gesicht schlagende Methode, durch undurchlässige Kleidungsstücke im Sommer, bei angestrengter Tätigkeit, auf Märschen usw. die Schweißverdunstung zu hindern. Nur dadurch sind die zahlreichen Hitzschläge, die namentlich früher die in ihre feste Kommisskleidung verpackten Soldaten auf Märschen ereilt haben, zu erklären. Die Unterkleidung muß im Sommer porös, lufthaltig sein, darf der Aufsaugung und vor allem der Verdunstung des Schweißes keinen Widerstand entgegensetzen.

Umgekehrt reagiert auch die Haut auf Kälteeinwirkung, allerdings nicht in so vollkommener Weise. Darum muß der Mensch durch geeignete Winterkleidung seine natürlichen Regulierungsborrichtungen in der kalten Jahreszeit mehr unterstützen als im Sommer. In der Kälte ziehen sich automatisch die Hautgefäße zusammen, geben dadurch nur sehr wenig Wärme an die Umgebung ab. Die Haut wird blaß, während sie in der Hitze gerötet ist. Man nennt diese Einrichtung des Körpers die physikalische Wärmeregulation, der auch die Schweißverdunstung angehört. Im Gegensatz zu ihr steht die chemische Wärmeregulation, die ebenfalls bei Hitze wie bei Kälte in Tätigkeit tritt. Im Sommer wird der Mensch träge, vermindert seine Muskelaktivität und dadurch seine Wärmeproduktion, da jeder Muskelfunktion eine bestimmte Wärmemenge entspricht, die durch Verbrennung der im Muskel aufgespeicherten Reservestoffe (vor allem des Glykogens) entsteht. Außerdem ist in der Hitze auch das Nahrungsbedürfnis geringer als Folge der allgemeinen Trägheit und verminderten Muskelaktivität. Die Wärmesparnis wird also dadurch erzielt, daß die chemischen Verbrennungsvorgänge herabgesetzt sind; darum spricht man hier von chemischer Wärmeregulation im Gegensatz zur physikalischen, die, wie wir sahen, im wesentlichen durch Verengerung und Erweiterung der Blutgefäße und durch Veränderung der Schweißproduktion zustande kommt.

Wenn die Kutschler im Winter die Arme übereinander schlagen, um wärmer zu werden, so setzen sie damit, abgesehen von der durch die Reibung entstehenden Wärme, die chemische Wärmeregulation in Funktion; sie vermehren ihre Muskelaktivität, verbrennen mehr Glykogen und erzeugen also dadurch einen größeren Verbrennungseffekt.

So wichtig die natürlichen Wärmeregulierungsborrichtungen auch für den Menschen sind, so genügen sie doch nicht, um ihn gegen die sehr variierenden Temperaturdifferenzen unseres Klimas zu schützen. Darum hat sich der Mensch in der künstlichen Kleidung ein Mittel geschaffen, das ihn jeder klimatischen Veränderung anzupassen vermag. Die Kleidung bietet dem Menschen durch die besonderen physikalischen Eigenschaften der einzelnen Stoffe jederzeit das Klima, das ihm zuzagt. Vermöchte der normale Mensch vielleicht auch in der heißen Jahreszeit sehr gut ohne besondere Bekleidung auszukommen — vorausgesetzt, daß unsere Behörden daran kein „öffentliches Vergehen“ nähmen —, so ist er dazu während der kalten Jahreszeit nicht in der Lage. Der Mensch ist für das Klima der Tropen und subtropischen Gegenden von Natur aus viel besser ausgerüstet als für das arktische Klima. Das stimmt sehr gut auch zu der heute allgemein vertretenen Ansicht, daß die Wiege des Menschengeschlechts in subtropischen Gebieten des asiatischen Kontinents gestanden hat. Seinen Wärmeregulierungsborrichtungen und seiner natürlichen Hautbekleidung nach ist der Mensch ein Geschöpf der warmen

Zonen. Darum gebraucht im Polargebiet der Eskimo, dessen Körpertemperatur und Wärmeregulation nicht anders beschaffen ist als die des Negers, zum Schutz gegen die Kälte ganz besonders intensive Bekleidung.

Die physikalischen Eigenschaften der Kleidung sind zunächst von größter Bedeutung. Von Wichtigkeit ist vor allem der Luftgehalt der Kleidung, weil die Luft ein sehr schlechter Wärmeleiter ist. Je größer der Luftgehalt unserer Kleidungsstoffe ist, desto weniger leiten sie die Wärme in die Umgebung ab, desto mehr sparen sie die Eigenwärme des Körpers. Darum sind namentlich für den Winter solche Kleider erforderlich, die lufthaltig sind und wenig Wärme abgeben. Das tun am besten die Wollstoffe, die vor anderen Stoffen, vor Baumwolle und Seide, durch ihren hohen Luftgehalt ausgezeichnet sind, deshalb am besten gegen Kälte schützen und zugleich sehr leicht sind. Je höher der Luftgehalt eines Gewebes ist, desto geringer ist sein spezifisches Gewicht. Ueber den Luftgehalt und das spezifische Gewicht einiger wichtiger Stoffe unterrichten nachstehende Zahlen, die nach S. Jäger* zitiert sind:

	Luftgehalt	Spezif. Gewicht
Wollflanell	92,8 Proz.	0,101
Baumwollflanell	88,8 "	0,146
Leichter Sommerstoff	81,8 "	0,287
Winter-Stammgarn	81,7 "	0,238
Sommer-Stammgarn	72,6 "	0,358
Glatt gewebte Baumwolle	52,0 "	0,688
Glatt gewebtes Leinen	48,9 "	0,688

Wir sehen, daß die Stoffe um so leichter sind, je höher ihr Luftgehalt ist; darum sind die Wollstoffe viel leichter als die glatt gewebten Baumwoll- und Leinenstoffe, die natürlich auch viel bessere Wärmeleiter als Wollstoffe sind und sich deshalb zur Winterkleidung nicht eignen.

Außer dem Luftgehalt ist in zweiter Linie die Benetzbarkeit, die Wasseraufsaugungsfähigkeit der Kleidung von Bedeutung. Auch diese Eigenschaft ist vom Luftgehalt abhängig. Je größer der Luftgehalt ist, desto geringer die Benetzbarkeit. Darum saugen sich Baumwoll- und Leinenstoffe viel leichter mit Wasser voll als die poröse, luftreiche Wolle. Ist aber ein Kleidungsstoff durchfeuchtet, so wirkt er aus verschiedenen Gründen nachteilig. Einmal wird durch das Gewicht des Wassers das Gesamtgewicht der Kleidung beträchtlich erhöht, zweitens sind die nassen Kleider viel bessere Wärmeleiter als die trockenen, erhöhen dadurch die Wärmeabgabe des Körpers ganz erheblich, drittens wirkt die bei der Verdunstung des Wassers entstehende, dem Körper entzogene Kälte nachteilig auf das allgemeine Befinden.

Von großer Bedeutung ist die Wasseraufnahmefähigkeit auch für die Unterkleidung. Gegen die Kälte von außen, gegen Regen und Schnee, vermögen wir uns auf verschiedene Weise zu schützen und haben das Eindringen des Wassers nicht sehr zu fürchten. Da unsere Oberbekleidung zum großen Teil aus porösen Wollstoffen besteht, bringt außerdem das Regenwasser nicht leicht durch; das würde der Fall sein, wenn wir uns in Leinen oder Baumwolle kleiden.

Wenn wir in Schweiß geraten, also selbst Feuchtigkeit produzieren, nimmt die Unterkleidung sehr leicht Wasser auf. Tragen wir glatt gewebte baumwollene oder leinene Unterkleidung, so wird die geringe Luftmenge durch die Flüssigkeit schnell völlig verdrängt; der nasse Stoff legt dem Körper dicht auf und beeinträchtigt die Schweißverdunstung sehr erheblich. Durch die wasserhaltigen Stoffe tritt auch keine Luft von außen an die Körperoberfläche, kann kein Luftwechsel mehr stattfinden.

(Schluß folgt.)

* Heinrich Jäger, Die Hygiene der Kleidung, Stuttgart.

Ein Leben.

Erzählung von F. Scheffler.

Er ist auf dem Lande groß und breit-schulterig geworden und hat früh sein Brot verdienen müssen. Hartes Brot, hohe Flüche, kräftige Schläge waren ihm oftmals ein unliebsames Zubrot. Er hat sich daran gewöhnt. Sich widersehen? . . . Er hat doch oft genug zusehen, wenn sich die jungen Fohlen widersehen, die Arbeitswagen zu ziehen. Sie schlugen aus, läumten sich wild auf. Berschlugen mit junger Kraft die Scherbäume und bisßen wild um sich. Peitgel gab es! Qui — pffissen die langen Peitschen durch die Luft. „Noch nicht genug!“ Die Peitschenstöcke sausten den Pferden um die Köpfe, in die Weichen. Sie bekamen kein Futter, und kaum waren ein paar Tage vorüber, zogen sie den Pflug, den beladenen Wagen, als ob es ihnen ganz etwas Mätglisches wäre, als wenn sie es stets getan. — So wurde Karl Kersten durch anderer Schaden klug, nachdem er gewahrt worden war, daß ein Bauer ein Fohlen höher schätzt denn einen Menschen.

Siebzehnjährig kam er nach der großen Stadt. Es hielt ihn ja nichts in seiner Heimat. Seine Eltern? Er hatte sie nicht gekannt. Seine Mutter starb bei seiner Geburt. Sein Vater, ein Säuser, wanderte aus. Nie wieder hatte er von ihm gehört.

In der Großstadt wurde er Hausdiener, Aufseher usw. Mit neunzehn Jahren fand er ein Mädchen, das, gleich ihm, arbeitswillig war und vom Leben nichts Gewaltiges erwartete. Er ging mit ihr an freien Tagen aus, wie es andere junge Leute tun. Er zeigte ihr die Tanzsäle und Vergnügungsorte der Stadt wohl von außen, aber er führte sie nicht hinein. Das kostete Geld. Unnötiges Geld, denn er konnte ja überhaupt nicht tanzen. Eifersüchtig war er auch. Nie hätte er seine Nise in den Armen eines anderen Mannes sehen dürfen. O — wie einen tollen Hund hätte er ihn niedergeschlagen. So stand er denn mit seinem Liebchen vor den hohen Saalfenstern und schaute hinein, hörte gelangweilt die rauschende Musik und redete fortwährend vom „Weitergehen“. Er wunderte sich oftmals, wenn er bei solchen Anlässen keine Antwort erhielt. Es schien ihm merkwürdig, wenn das junge Mädel mit heißen Augen in den hellerleuchteten Saal starrte, wenn ihr Körper sich leicht, dann immer schneller nach dem Takte der Musik in den Hüften bewegte. Er schüttelte den Kopf, wenn sie schließlich verstimmt neben ihm herging. „Zu dumme Mäcker haben die Weiber!“ Sie war Köchin in dem Hause eines Arztes. Wenn die anderen Dienstboten von ihren Sonntagsausgängen erzählten, dann schwieg sie still. Einmal hatte sie doch, in ihrer Herzenzweifelt, von ihrem Sonntagsvergnügen erzählt und schallendes Gelächter bei den Zuhörern hervorgerufen. Wohl hatte ihr Karl dreißig Silbertaler im Beutel, aber es sollte auch kein Pfennig weniger werden. Sie widerstand tapfer den Lockungen der Mädchen, allein auszugehen und sich einen feinen jungen Mann zu suchen. Und doch wußte ihre Mädchenkammer viel von heißen, schweren jungen Tränen zu erzählen, namentlich an den Abenden der Ausgehstage. . . .

Sie heirateten später, der Karl und die Friederike. Von ihren beiderseitigen Ersparnissen wurde ein Geschäft eröffnet, in welchem man alles für den Hausbedarf, natürlich nicht im großen, einkaufen konnte. Sie rechneten nicht nach Talern, sondern nach Groschen. Groschen kam zu Groschen, bis es Taler wurden. Kerstens heißer Wunsch ging

dann auch in Erfüllung. Er bekam Wagen und Pferde, konnte nun beim Bauer selbst einkaufen und brauchte nicht dem Zwischenhändler den guten Verdienst zu lassen. Ja — der Kersten hatte Glück. Aber sind Kinder auch Glück? Nun — Kerstens Frau bekam Kind auf Kind. Der reichliche Verdienst kam daher gut zustatten. Pasteten gab es freilich nicht. Oft nur Kartoffeln und Hering oder gar trockenes Brot.

Dennoch brachte Kersten es fertig, keine Schulden zu machen, sondern fleißig zu sparen. Sein Unternehmungsgeist wuchs. Er kaufte beim Bauer und verkaufte bei den kleineren Leuten. Das brachte wieder größeren Verdienst. Und arbeitscheu war Kersten nicht. Er bezog sogar selbst einen Stand auf den Wochenmärkten. War es auch viel Arbeit, morgens um zwei Uhr aus den Federn und abends um zehn Uhr todmüde ins Bett! Wenn er Pfennig zu Pfennig legte, zählte und sah, daß es Taler wurden, schneller als im Anfang, so fühlte er nicht mehr seine müden Schultern. Seine Brust dehnte sich. Seine Augen glänzten freudiger, und mit doppeltem Eifer ging er an sein schweres Tagewerk. Geld verdienen: darin lag ihm alles Erhabene, Große. Nur verdienen!

Eines Tages fuhr er nicht auf den Markt. Er bürtete seinen Sonntagsrock sauber ab, setzte seinen Sonntagshut auf und ging in die Stadt zur Bank. Er war ja jetzt ein „Reicher“, gehörte zu den „besseren Leuten“. Er hatte Vermögen, ganze tausend Mark!

Und wieder ging es an die Arbeit. Tag aus tagein. Keine Ruh, keine Rast! Nur Geld verdienen!

So geldgierig wurde er, daß er sich selbst bei der härtesten Arbeit kaum das Essen gönnte. Wurst kostete zuviel. Legte ihm seine Frau drei Scheiben Wurst auf die Schnitte, so nahm er eine wieder herunter und brachte sie abends mit nach Hause. Seine Frau murkte dann wohl, aber sie wagte nichts zu sagen, denn Kersten war streng gegen sich selbst wie gegen andere. Er duldete kein Widerreden gegen seine Beschlüsse, kein Einmengen in seine Angelegenheiten.

Auf Erden ist aber alles veränderlich. Das Starke wird kraftlos und das Schwache wird stark. So auch Karl Kerstens Gesundheit. Sie, die starke, wurde schwach und eine nicht beachtete Schwäche, zu der noch eine Erkältung kam, wurde derart mächtig, daß sie ihn aufs Krankenlager zwang. Unter einer schweren Last brach er zusammen. Heftige Blutstürze zwangen den Nimmermüden zur Rast.

Im Krankenhause litt es ihn nicht im Bett. Keine Ruhe ließ ihm der Gedanke: „Dein Geld wird weniger, wenn du nicht verdienst!“ Man brachte ihn wieder nach Hause. Doch nun war es endgültig vorbei mit seinem Schaffen.

Seine Frau ging jetzt den Geschäften nach. Sie mußte aber fremde Kräfte in Anspruch nehmen. Fremde Schultern kosteten jedoch Geld, bares Geld. Fremde Schultern tragen ihre eigenen Köpfe und beugen sich nicht unter den Willen einer Frau wie unter den eines Mannes. Fremde nutzen alles für die eigene Tasche aus und Nise Kersten war weichherzig, gutmütig. Konnte jemand gut reden, schmeicheln, so gab sie, und nachher wußte sie nicht, woher sie die Kosten für das Einkaufen neuer Waren nehmen sollte.

So kam der schwerste Tag im Leben Karl Kerstens. Er mußte sein Erspartes von der Bank holen lassen. Bittere Tränen rollten über

die gefurchten Wangen. Es würgte ihm bald die Kehle ab: „Sein Geld! Sein Leben!“ Es warf ihn immer tiefer ins Krankenlager. Er wurde zur Hälfte gelähmt.

Seine Söhne wuchsen heran. Mit vierzehn Jahren gab der Älteste schon einen guten Aufseher. Der Alte atmete auf. Der Junge schlug ein. Max war fleißig und gewandt. Der zweite Sohn wurde eingeseignet und des Alten Freude stieg. Sein Blick wurde wieder leuchtend, wie in früheren Tagen, wenn seine Jungen flink und gewandt die schweren Kartoffelsäcke auf die jungen, zähen Schultern warfen. Sein erstes Wort war: „Gaben die Jungen schon gegessen? Sind die Jungen auch satt?“ Bekam er Sonntags reichlicher Fleisch, so gab er es seinen Jungen. Er brauchte es ja nicht, aber die Jungen.

Der Geschäftsgang hob sich. Kersten wurde heiterer, fast fröhlich. Er konnte sogar ohne Hilfe aus seinem Bett. Nachts, wenn alles im tiefsten Schlafe lag, wenn sich die müden Glieder zum neuen Arbeiten, Kraft im Schlummer suchend, ausruhten, erhob sich Kersten mühsam von seinem Lager. Er schaute die Schläfer an mit liebevollen Blicken. Küßte auch wohl die aus dem Bett hängenden, arbeitsgefurchten, schwielen Finger seiner Frau und legte die Hand zärtlich wieder in das Bett. Die Alte merkte das nicht. Stolz und freudig fuhr er seinen Söhnen über die strohblonden Köpfe. Dann nahm er die auf dem Tisch liegende Ledertasche der Frau und zählte, zählte mit einer Eier, wie früher.

Wenn das leise „Klingklang“ des Geldes an sein Ohr tönte, sah er sich erschrocken um, ob es auch niemand gehört habe. Er ging doch nicht auf schlechten Wegen. „Das kauft sie ein. Sie verkauft es auch alles wieder. Es kostet soundsoviel.“

Der alte Kersten kannte seine Frau; er wußte, wenn sie Geld hatte, gab sie für unnütze Dinge viel Geld aus oder verlieh gar kleine Summen. Schreiben konnte sie nicht, und so kam es, daß sie nicht wußte, wieviel sie verliehen, an wen sie verborgte.

Der Alte wußte das. „Sie ist eine gute Frau, wenn sie nur so viel Geld hat, wie sie gebraucht!“ sagte er. Wenn er genau gerechnet hatte, was sie brauchte, so nahm er den Uberschuß des Geldes aus der Tasche und barg es unter seine Kissen. „Wenn ich nicht mehr bin!“ murmelte er manchenmal und seine Augen füllten sich mit Tränen. Er biß in die Kissen, um nicht laut zu heulen wie ein wildes Tier.

Nur nicht die Müden wecken, nur still sein, ganz still! —

Seine Frau merkte von alledem nichts. Um zwei Uhr morgens fing er an zu wecken. Er wurde böse, sehr böse, wenn die Müden immer noch ein paar Minuten schlafen wollten. „Nur ein paar Minuten noch!“ Er stampfte dann mit seinem Stock heftig auf den Boden auf und sein: „Frau! — Frau, steh' auf! Es ist schon sehr spät —“ klang so laut, daß es die Nachbarn hörten und über den Alten mit nicht zu milden Worten sprachen. Er wurde immer gröber. Zanfte und machte einen Höllenlärm. Sprach vom „Bettelgehen“, vom „Verhungern“. Er nannte seine Frau „eine faule Bettel“, bis sie endlich aus dem Bett war und an die Arbeit ging.

Oft, — nein — jeden Morgen rollten heiße Tränen der alten Frau in das dicke, wollene Tuch, das sie, als Schutz gegen die Morgenkühle, um den Hals trug.

(Schluß folgt.)

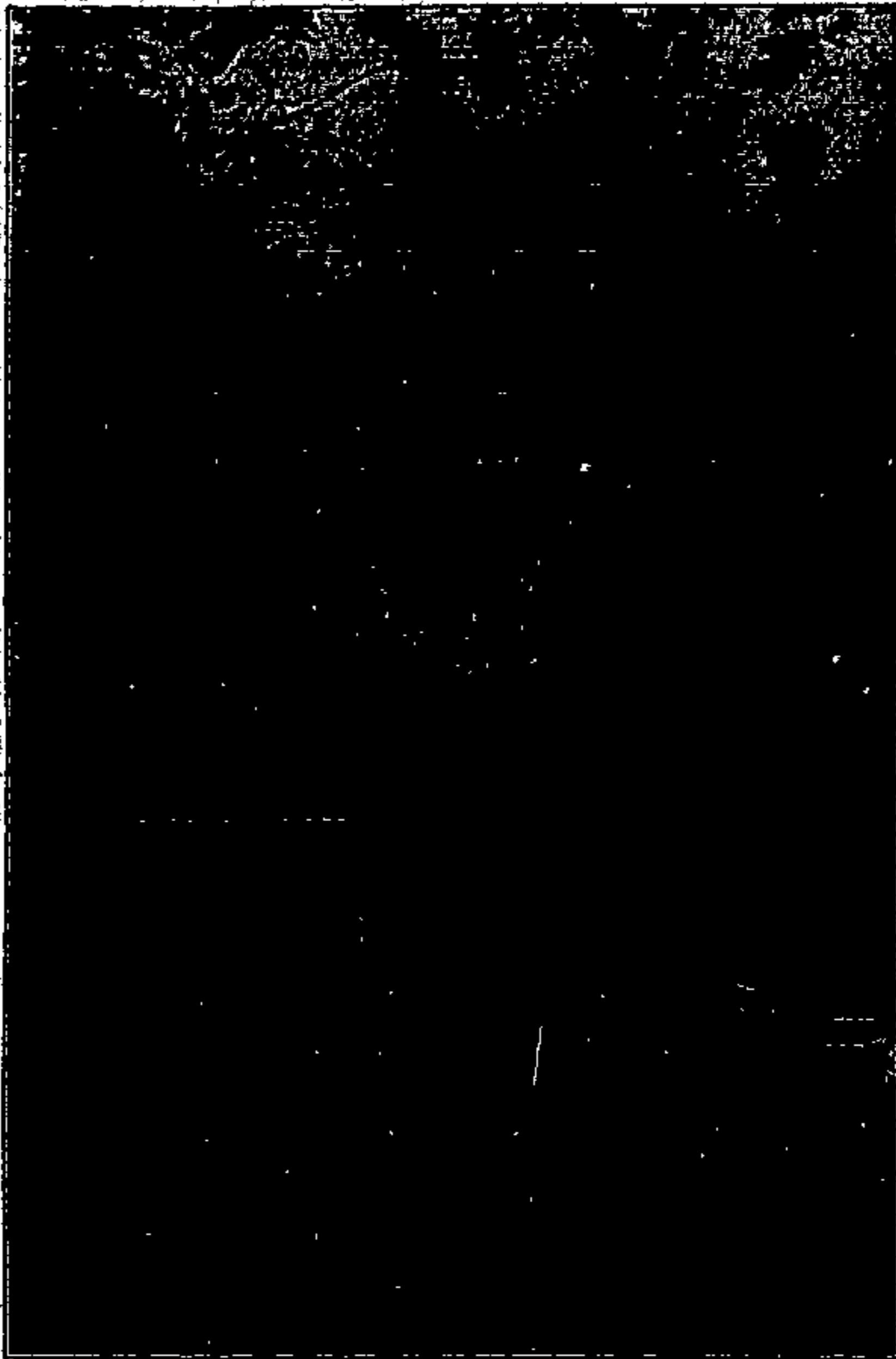
Sudeten-Calsperren. In der Nähe des Dorfes Mauer in Schlesien (an der Bahnstrecke Girschberg—Döhlenberg) geht ein Werk seiner Vollendung entgegen, das zu beschäftigen kein Welcher des Riesengebirges verkümmern sollte. In wenigen Minuten bringt uns die Fahrt durch tiefliegende Täler bis zur Station Calsperre, wo wir ein imposantes und großartiges Werk menschlichen Schaffens überschauen; die Döbertalsperre. Durch bewährte Täler, romantische Felsenschluchten und gelbe Auen führt der Döber die vom Gebirge in unzähligen Zuflüssen und Rinfeln herabfließenden Gewässer der Ober zu. Wenn die dem Gebirgsbewohner nur zu bekannten gewaltigen Regengüsse und Wolkenbrüche herniedergehen, dann strömen so ungeheure Wassermassen in den Döber, daß seine Ufer sie nicht aufzunehmen vermögen, und in breitem Wette, alle Hindernisse beseitigend, wälzt sich die Wassermasse zu Tale und richtet oftmals die größten Zerstörungen an. Eine solche unheilvolle Hochflut ging 1897 (vom 29. bis 31. Juli) vor sich; sie war die Veranlassung zum Bau einer Calsperre, die nach ihrer Fertigstellung nicht nur die größte in Deutschland sein wird, sondern die auch solche Katastrophen, wie sie hier in Zeit und Wild geschildert sind, zur Unmöglichkeit macht.

Vor einer gewöhnlichen Mauer, — die oben zugleich als Straße dient, — von 250 m Länge, 60 m Höhe, 50 m Breite in der Sohle und 7 m Breite oben können sich 500000000 cbm Wasser stauen, die einen See von 240 ha bilden. 200000000 cbm Wasser ist die Menge, mit der überhaupt nur gerechnet wird; für sehr viel mehr ist also Raum geschaffen. Um aber auch unberechenbar eintretenden Fällen zu begegnen und die Ueberflutung der Sperrmauer zu verhindern, führt ein senkrechter Schacht in einen durch den Felsen gebohrten Kanal, durch den das Wasser seinen Abfluß in das Döberbett findet. Damit ist nach menschlichem Ermessen alles getan, um den beabsichtigten Zweck, Ueberflutungen zu verhindern, zu erreichen.

Welche eine Summe von Arbeit war hierzu nötig. Nach einer kleinen Denkschrift des Wasserbauinspektors Bachmann in Mauer wurde bereits im Jahre 1902 mit den Vorarbeiten, den Geländeaufnahmen und Bodenuntersuchungen in dem schwierigen Terrain begonnen; 1905 war der Umfassungsstollen, der zur Umleitung des Flusses dient, beendet. Bis 1907 waren die Straßen zur Calsperre, der Eisenbahnanschluß nach der Baustelle, sowie der Bau umfangreicher Baracken und Werkpflanzungs- und Unterkunftsräume für das Arbeiterheer (rund 700 Mann) hergestellt. Nach diesen großen Vorarbeiten wurde endlich mit dem Bau der Sperrmauer und Wehre begonnen, die voraussichtlich im nächsten Jahre fertiggestellt sein werden. Welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, zeigt eines unserer Bilder, das die Sperrmauer im Entstehen darstellt. Das ganze Werk wird nach seiner Vollendung die Summe von rund 10 000 000 Mk. verschlingen haben, ein Betrag, der selbst dann nicht zu hoch wäre, wenn dadurch nur der zunächst ins Auge gefasste Zweck, die Verhinderung der Ueberflutungen und ihrer Folgen beseitigt würde. Aber indem wir unsern Blick auf das Gebäude richten, das auf der Abflusseite aufgeführt ist und die Arbeit der zahlreichen mit dem Aufstellen von Maschinen und Dynamos beschäftigten Monteure beobachten, werden wir darauf aufmerksam, daß hier das Wasser als „weiße Kohle“ seine Verwendung findet. Der reizende Strom wird zu einem Wohltäter der Menschheit. Die Kosten, die zu seiner „Zähmung“ aufgewendet wurden, muß er hier wieder verdienen. Wir besichtigen das Maschinenhaus. Durch eine sinnreiche Anlage wird das Wasser auf die Turbinen der Arbeitsmaschinen geleitet und hierdurch werden die gewaltigen Dynamos in Bewegung gesetzt zur Erzeugung elektrischen Stroms. — Es gelangen 5 Turbinen zu je 1200 PS zur Aufstellung, so daß im ganzen eine Höchstleistung von 6000 PS in dem Kraftwerk erzeugt werden kann. Die mittlere Kraftleistung ist 3000 PS bei 30 m Druckhöhe des Wassers. Vereint mit dem Kraftwerk der Calsperre in Marklissa können 9000 bzw. 4500 PS Strom erzeugt werden, der durch eine Fernleitung meilenweit die Umgegend mit elektrischem Licht versieht und als Triebkraft in unzähligen gewerblichen Anlagen und zur Elektrifizierung der Eisenbahnen Verwendung findet.

Wir wenden uns nunmehr von der unfertigen Calsperre ab und der fertigen, in Marklissa gelegenen, zu. Auf der Bahnstrecke Berlin—Girschberg oder Dresden—Girschberg berühren wir den Ort Lauban. Von hier bringt uns die Kleinbahn bis Marklissa. Auch hier führten die gleichen Ursachen zum Bau der Calsperre, wie in Mauer. Denn was bereits über die Gefährlichkeit des Döber gesagt wurde, trifft gleichfalls für den Döber zu. Seine „Wandlung“

erfolgte durch die Calsperre, die uns einige Bilder veranschaulichen. Wir erblicken auf einer Seite ein reiches weites Wasserbeden, mit Booten und Motorfahrzeugen im Sommer, mit Schlittschuhläufern im Winter belebt, und auf der anderen Seite der Sperrmauer das Maschinenhaus mit seinen gewaltigen Maschinen zur Erzeugung des elektrischen Stroms. Auf ein Fernwey geleitet, bis nach Waldenburg hin, versichert die elektrische Energie bereits alle die Funktionen, die wir bei Besprechung der Maschinenanlage der Döbertalsperre in Aussicht stellten. Rechts unten sehen wir die Ausmündung des durch den Felsen gebohrten Kanals, der zum Abfluß des Ueberflutwassers bestimmt ist, während das über die Turbinen geleitete und damit zum „arbeiten“ bestimmte Wasser unter dem Maschinenhaus heraus in das Döberbett abfließt. Hiermit ist aber die Tätigkeit des Wassers nicht beendet. Auch weiter unten im Tale muß es erneut seine Arbeit verrichten. Weiter und wieder abgeleitet dient es in unzähligen gewerblichen Anlagen, wie Glasschleifereien, Holzstofffabriken usw. als unermüdbliche Triebkraft. w. p.



Der Denkstein am Grabe Emma Ihrer.

Was Emma Ihrer der Arbeiterbewegung gewesen, bewies die starke Beteiligung bei der Einweihung ihres Denksteins auf dem Berliner Zentralfriedhof (Friedrichsfelde), am ersten September-Sonntag. Das Proletariat ehrt seine Toten und bergibt es auch Emma Ihrer nicht, daß sie 80 Jahre lang Ihr Leben der Befreiung der Arbeiterklasse gewidmet hat. In Wort und Schrift verstand sie es, diese und besonders die weiblichen Angehörigen der Arbeiterklasse von der Notwendigkeit des Zusammenschlusses zu überzeugen; sie bewies auch stets in allen ihren Handlungen, daß in dem Eintreten für die Interessen der unterdrückten Bevölkerungsklasse der einzelne seinen Lebensinhalt finden kann. Um zu ihrem Ziele zu gelangen, scheute sie weder Mühe noch Opfer. Ihr war das Wirken für ihre Mitmenschen und besonders für die entrechteten Frauen Lebenszweck, dem sie sich mit Eifer und Erfolg widmete. Emma Ihrer Name wird deshalb stets genannt werden, wenn von den Förderern der Arbeiterfrage die Rede ist und die Personen aufgezählt werden, die zuerst die Frauen aufgefördert haben, sich an dem Befreiungskampf der Menschheit zu beteiligen. Sie war die Gründerin der „Arbeiterin“, der ersten sozialdemokratischen Frauenzeitung und Vorgängerin der „Gleichheit“, die sie zum Teil aus eigenen Mitteln kaufte und selbst redigierte. Emma Ihrer hat also mit den Grund gelegt zu dem, was heute ist. Ihre Arbeit war nicht erfolglos. Sie sah die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung wachsen, an deren Gründung und Fort-

entwicklung sie stets hervorragend beteiligt war. In den letzten Jahren widmete sie sich in erster Linie der gewerkschaftlichen Bewegung. Sie gründete den „Verband der Blumen- und Federarbeiter und -arbeiterinnen“ und wirkte als dessen Vorsitzende und als Leiterin des Fachorgans bis zu ihrem Tode. In der Verstorbenen verkörperte sich organisatorisches Talent und ein lebensvoller, heiterer Wesen, das halb verstand sie es auch, überall anregend zu wirken und sich eine Anzahl persönlicher Freunde zu schaffen, die mit der Arbeiterbewegung ihren allzu frühen Tod aufrichtig betrauern. Kurz und treffend ist Emma Ihrer Leben in jenem Spruche ausgedrückt, der den Sockel ihres schlicht-schönen Denkmals ziert:

„Wirken für andre war ihres Glückes ergiebiger Quell.“

Die Gewürznelken, ein im Haushalt gebrauchtes Gewürz, stammen vom Nelkenbaum. Sie sind aber nicht, wie meistens geglaubt wird, seine Früchte, sondern die noch nicht geöffneten Blütenknospen, wovon man sich bei sorglicher Betrachtung leicht überzeugen kann. Die vier absteigenden Rippen bilden den Kelch, das dahinter liegende kugelige Gebilde — nicht selten ist es ausgedehnt und liegt dann lose zwischen den übrigen Teilen — besteht aus den vier noch geschlossenen Blütenblättern, darunter der Griffel und die zahlreichen Staubgefäße verborgen sind. Der unter den Kelchröhren sitzende Stiel ist der Blütenboden mit den Fruchtknoten. Oft finden sich unter den beim Krämer erstandenen Gewürznelken auch noch kleine Stengelstücke, das sind Bruchstücke der Blütenstiele, die keinerlei Wert haben. Schneidet man eine vollständige Gewürznelke der Länge nach durch, so kommen die inneren Blütenorgane zum Vorschein. Man sieht deutlich den zweifächerigen Fruchtknoten mit den Samenanlagen, den Griffel und die Staubgefäße. Nach dem Wande des Blütenbodens zu fallen ganz kleine Löcher auf. In diesen sitzt das ätherische Öl, das uns die Gewürznelke als Gewürz so begehrenswert macht. Wird eine eben durchgeschnittene Gewürznelke mit der Schnittfläche auf Papier gedrückt, so hinterbleibt auf dem Papier ein deutlich wahrnehmbarer Delfied, vorausgesetzt, daß die Nelken gut sind. Das Ausbleiben des Delfiedes bei solcher Qualitätsprobe läßt auf alte, minderwertige Ware schließen.

Die Gewürznelken waren in Alexandria schon im 2. Jahrhundert n. Chr. bekannt. Der Nelkenbaum ist heimisch auf den Molukken und den südlichen Philippinen, er wird aber seit langen Zeiten in allen Tropenländern angebaut, so vorwiegend in Sansibar, auf Sumatra, in Brasilien und Westindien. Er zählt zu den Myrtengewächsen und wird bis 20 Meter hoch. In den Kulturen zieht man der bequemeren Ernte halber buschige Pflanzen vor, die mit einfachen Stacheln abgeerntet sind. Das Jahr erlaubt zwei Ernten. Die Eingeborenen schlagen die Blütenknospen vielfach mit Knütteln herab, wodurch die Pflanzen aber sehr geschädigt werden. Im regelrechten Plantagenbau werden die Knospen aber gepflückt; sie werden dann von den Blütenstielen befreit und zum Trocknen an der Sonne auf Matten ausgebreitet. Damit sind die Gewürznelken, die man auch Gewürzknäueln nennt, versandfertig. Der Transport geschieht in Säcken und Kisten. Neben der Verwendung als Gewürz dienen die Gewürznelken zur Gewinnung des Nelkenöles, das in der Parfümerie, Likörfabrikation und Heilkunde verschiedenfache Verwendung findet. — Im.

Neue Bücher. Als dritter Band der Sammlung volkstümlicher Romane und Erzählungen der „Vorwärts-Bibliothek“ (Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin) ist kürzlich eine Reisebeschreibung für die reisende Arbeiterjugend „Das Land der Zukunft“ (Preis 1 Mk.) von Leo Kollisch erschienen. Paul Göhre hat dieser lesenswerten Schrift, aus der im Sommer 1911 die „Neue Welt“ einiges erstmalig veröffentlichte, ein treffliches Geleitwort vorangeschickt. — „Wie ich meinen Glauben verlor“ (München, D. Th. Scholl, Preis 80 Pf.) betitelt sich das Bekenntnis einer pseudonymen Autorin (Anna Dorothea). Das eindringlich und nachdenklich geschriebene Heftchen gibt die Lebensbeichte einer Proletarierin; sicherlich wird mancher Arbeiterleser viele Ähnlichkeiten mit dem eigenen Lebensschicksal in der menschlich tief ergreifenden, daher zur Lektüre entschieden empfehlenswerten Broschüre finden. — Auf Max Grünwalds unlängst bei Kaden u. Co. in Dresden erschienene Schrift „Goethe und die Arbeiter“ (Preis 40 Pf.) möchten wir ferner unsere Leser ganz besonders hinweisen. — Hans Holbeins Initialbuchstaben mit dem Totentanz bringt ein neues Werk der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher) in Leipzig. Es handelt sich um einen Manuskriptdruck der Ausgabe vom Jahre 1849, zu der Professor Dr. D. V. Giffen ein beachtenswertes Vorwort geschrieben hat.